

Von Bradley Beaulieu ist bereits folgender Titel erschienen:
Die Zwölf Könige

Über den Autor:

Bradley P. Beaulieu schrieb seinen ersten Fantasy-Roman schon während der Schulzeit, doch erst Anfang des neuen Jahrtausends entschloss er sich, das Schreiben zum Beruf zu machen, und besuchte zahlreiche Creative-Writing-Seminare, wo er von solchen Genre-Größen wie Nancy Kress, Joe Haldermann, Tim Power oder Holly Black lernte. »Die Legenden der Bernsteinstadt« ist die erste Trilogie, die von ihm auf Deutsch erscheint.

BRADLEY BEAULIEU

DER ZORN DER
ASIRIM

Die Legenden der Bernsteinstadt 2

Aus dem Amerikanischen
von Antonia Zauner

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»With Blood Upon the Sand« bei DAW, New York.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*

*Facebook:
<https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>*

Instagram: @KnaurFantasy



Deutsche Erstausgabe September 2018
Knaur Taschenbuch
© 2017 by Bradley P. Beaulieu
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ralf Reiter
Covergestaltung: Guter Punkt, München
Coverabbildung: © Guter Punkt, Stephanie Gauger unter
Verwendung von Motiven von iStock, Shutterstock und Thinkstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51818-2

*Für Peter und Kathie Korth.
Vielen Dank für eure Unterstützung.*

1

Çeda kauerte in den Zweigen eines sorgfältig gepflegten Feigenbaums und beobachtete die Soldaten der Könige, die Silbernen Speere, wie sie über ihr auf der Palastmauer patrouillierten. Sie spähte durch die Blätter, schätzte ab, wie lange sie von Turm zu Turm brauchten, und prägte sich ein, an welchen Stellen sie verweilten. Besondere Aufmerksamkeit schenkte sie dem Wachwechsel, und sie war erleichtert zu sehen, dass heute die gleichen Männer Dienst taten wie in den anderen Nächten, in denen sie sich hier verborgen hatte. Das Wichtigste jedoch war die Stimmung der Soldaten. Sie versuchte sie einzuschätzen – so gut das aus hundert Fuß Entfernung möglich war –, und sie stellte fest, dass sie zwar wachsam wirkten, jedoch nicht mehr als sonst. Wären sie ihr gewappneter erschienen oder irgendwie nervös, dann hätte sie ihren Plan, den König der Könige zu töten, aufgeben müssen.

Dieser riesige Palast, der auf einem Berg namens Tauriyat stand, wurde Abendruh genannt und war die Residenz von Kiral, dem König der Könige. Er war nicht nur der höchste und mächtigste der Paläste Sharakhais, er stellte potenziellen Eindringlingen auch die größten Hindernisse entgegen. Seine Mauern waren höher als die jedes anderen Palasts. Im Westen ragte er über einer Felswand auf, was es für eine größere Zahl von Angreifern nahezu unmöglich machte, aus dieser Richtung vorzudringen. Alle fünfzig Schritte erhoben sich Türme wie Wächter, und die Straße, die sich zu ihm hinaufwand, wurde von einer Schlucht durchbrochen, überspannt von einer Zugbrücke, die im Gegensatz zu denen der anderen Paläste oft hochgezogen war.

Das bedeutete natürlich nicht, dass es nie jemandem gelungen wäre, hier einzudringen. Mit guter Planung, entsprechender Vorbereitung und Geduld konnte eine Frau oder ein Mann jeden Wall durchbrechen, jede Festung einnehmen. Man erzählte sich, dass es der Mondlosen Schar vor vielen Jahren einmal gelungen war. Natürlich blieb unklar, ob diese Geschichten bei der Überlieferung etwas ausgeschmückt worden waren, doch eines stand fest: Diese Mauern zu überwinden war nur das erste Hindernis, dem sie sich stellen

mussten. Da wären zum einen die Silbernen Speere, mit denen es sich zu messen galt, außerdem die Klingentöchter, Elitekämpferinnen, die den König schützten. Und dann war da noch der König selbst, der auch nach den vierhundert Jahren, die er bereits über den Sand der Wüste wandelte, noch immer einer der gefürchtetsten Kämpfer Sharakhais war.

Çeda achtete sorgfältig darauf, keinen der belaubten Zweige zu streifen, als sie sich zur Seite lehnte, um einen besseren Blick auf den hochgewachsenen Soldaten zu erhaschen, der über ihr auf der Brustwehr marschierte. Einige Schritte hinter ihm folgte ein weiterer. Sein Helm und die Spitze des Speers funkelten golden im letzten Licht der untergehenden Sonne. Aus ihrer erhöhten Position sahen die beiden nach unten. Ihre Blicke glitten über den trockenen Abhang des Berges, über die Mauern hinweg, die den ganzen Tauriyat umschlossen, und über die Bernsteinstadt, die sich jenseits davon erstreckte. Auch Çeda konnte die Stadt sehen, eine riesige Ansammlung von überfüllten Straßen und ein Sammelsurium aus Gebäuden, prachtvollen Tempeln und schiefen Hütten. Manche waren alt, manche neu, einige groß, andere klein, manche luxuriös, andere so baufällig, dass sie wirkten, als würden sie beim nächsten Sandsturm zusammenbrechen.

Çedas Herz hämmerte, als ein heißer Windstoß die Blätter erfasste. Eine der Wachen sah direkt in ihre Richtung. Der Baum, einer von vielen in dem Hain unter Abendruh, verbarg sie gut vor den Augen anderer, ebenso wie die geschmeidige Lederrüstung mit der fleckigen Färbung, die sowohl der Rinde des Feigenbaums als auch dem steinigen Untergrund glich. Sie hatte die Rüstung an Bauch, Brust und Armen mit einer Polsterung versehen, um massiger zu wirken, als sie in Wirklichkeit war. Sie hatte ihre Brüste abgebunden und die Stiefel, die ihr zu groß waren, ausgestopft, damit jeder, der sie entdeckte, dachte, sie sei ein Mann. Nicht nur war sie darauf vorbereitet, dass jemand sie noch vor dem Ende der Nacht sehen könnte, sie rechnete fest damit. Aber es sollte nicht gerade *jetzt* passieren.

Atemlos starrte sie den Wachposten an, und sie war sich sicher, entdeckt worden zu sein, doch im nächsten Moment spuckte er in hohem Bogen über die Mauer und sagte etwas zu seinem Kameraden. Mit einem unbeschwerten Lachen, das Çeda an die Shisha-Höh-

len erinnerte, die es in Sharakhai an jeder Ecke gab, gingen die beiden weiter. Und als hätte die Stadt ihre Gedanken gehört, erwachte unter ihr das Geräusch von Trommeln, und Musik erfüllte die warme Abendluft, sicher Teil irgendeines Fests.

Schon bald waren die Silbernen Speere außer Sicht, verschluckt vom dunklen Eingang zum nächsten Turm, und endlich entspannte Çeda sich wieder. Und doch begann ihr Selbstvertrauen zu schwinden. Wo waren die anderen Könige? Sie hätten längst hier sein sollen. Der Drang, einen Rückzieher von ihrem allzu riskanten Plan zu machen und ins Haus der Töchter zurückzukehren, verstärkte sich, doch eine Nacht wie diese würde nicht noch einmal kommen.

Schon vor Wochen hatte sie gewusst, dass sie heute hier sein würde; es war praktisch ein Befehl, den die Götter selbst ihr erteilt hatten, oder wenn nicht die Götter, dann doch zumindest das Schicksal.

Als die Sonne unterging und die Luft sich abkühlte, fürchtete Çeda, dass der richtige Moment ungenutzt verstrichen sein könnte. Vielleicht waren die Informationen in König Yusams Tagebuch falsch gewesen. Oder sie hatte sich in ihrer Eile das falsche Datum aufgeschrieben. Doch dann lenkte das Geräusch von galoppierenden Hufen ihre Aufmerksamkeit auf die Straße der Könige, einen gepflasterten Weg, der sich in unendlich vielen Serpentina den Hang des Tauriyat bis zu den Palästen der Könige hinaufwand. Zwölf weitere Paläste zierten den Berg, doch es war der Palast Husamettíns, des Königs der Schwerter, aus dem nun eine Ehrengarde von zwölf Klingentöchtern und ein großer schwarzer Wagen kamen.

Ein Schwarm Motten erwachte flatternd in Çedas Brustkorb, als der Wagen weiter die Palaststraße hinaufrollte. Wie ein Bogenschütze, der ein Ziel anvisierte, behielt sie die Kutsche im Auge, während sie einen tränenförmigen Anhänger an einer Kette aus ihrer Rüstung holte, ein weiß-blaues Adichara-Blütenblatt herausnahm und es sich unter die Zunge legte. Kaum hatte sie den Anhänger wieder geschlossen, schärfte sich ihre Sinne.

Wie das Erblühen einer frisch geschnittenen Rose erweiterte sich die Welt um sie herum. Die Worte, die Männer und Frauen in Abendruh wechselten, während sie sich auf die Ankunft der Könige vorbereiteten – etwas, das sie noch vor Minuten nicht wahrgenommen hätte –, drangen nun an ihr Ohr. Die Luft war erfüllt vom Geruch nach gebratenem Fleisch, darunter mischten sich das würzige Aroma

von Knoblauch und Zwiebeln und der durchdringende Geruch von Zitrone, Koriander und Salbei. Sie fühlte sich wie elektrisiert. Ihr Körper pulsierte vor Energie, und sie konnte es gar nicht erwarten, ihn einzusetzen.

Daneben verblasste ein weiterer Effekt der Blüten beinahe, obwohl er in dieser Nacht der gefährlichste von allen war: Sie spürte jetzt die Präsenz der Blühenden Ebenen. Dabei handelte es sich um einen Hain verkrüppelter Bäume, die einen großen Ring um Sharak-hai formten. Dort ruhten die Asirim. Sie flammten in ihrem Bewusstsein auf wie Fackeln in der Nacht. Schon seit ihrer Jugend, als ihre Mutter damit begonnen hatte, ihr an heiligen Tagen oder wichtigen Wendepunkten in ihrem Leben kleine Stücke der Blütenblätter zu geben, war diese Verbindung zu den Adichara hergestellt worden. Damals hatte sie noch nicht gewusst, was es mit den Bäumen auf sich hatte, doch jetzt tat sie es. Sie konnte die schlafenden Asirim fühlen, spürte ihre qualvollen Träume.

Wenn sie wollte, könnte sie sie rufen – sie hatten ihr diese Macht gewährt –, doch das war es nicht, was sie heute benötigte. Es war von größter Wichtigkeit, dass sie sie genauso wenig bemerkten wie die Wachen über ihr. Denn sollte der Schakalkönig ihre Anwesenheit spüren, dann wäre alles verloren. Deshalb vermied sie es, nach ihnen zu rufen, sondern distanzierte sich so weit wie möglich von ihnen, wurde zu etwas Flüchtigem wie Gischt, die sich auf einem Wellenberg erhob und dann verging.

Das ferne Klappern der Hufe wurde lauter, als der Wagen und die Pferde der Töchter auf den Eingang von Abendruh zusteuerten. Als sie außer Sicht waren und die Zugbrücke mit einem lauten Rattern herabgelassen wurde, blickte Çeda an der Palastmauer hinauf und entdeckte eine einzelne Wache auf der Westseite, die ihr den Rücken zugewandt hatte.

Gesegnet seist du, Nalamae.

Geduckt eilte sie zu der Felswand. Sie kletterte daran hinauf und nutzte den Weg, den sie während des Wartens auf den Sonnenuntergang vorausgeplant hatte. Sie erklimmte die Wand mit sicheren Bewegungen, den Körper dicht am Fels, lautlos und flink. Auch ohne die Blütenblätter war sie eine geschickte Kletterin, aber mit ihnen erreichte sie den unteren Rand von Abendruhs Mauern in kürzerer Zeit, als ein Mann brauchte, um sich zu erleichtern. Ab da bewegte

sie sich langsamer, suchte nach Einbuchtungen, in die ihre Finger greifen, und Kanten, auf denen ihre Stiefel Halt finden konnten.

Hinter den Mauern erschallte das Geräusch von klappernden Hufen und eisenbeschlagenen Wagenrädern auf steinigem Untergrund und hallte in den mit Sternen übersäten Himmel hinauf. Sie erreichte das obere Ende der Mauer und zog sich langsam hinauf, bis sie den Silbernen Speer sehen konnte. Behutsam löste sie ein bereits vorbereitetes Seil von ihrer Taille und wickelte das eine Ende um die Zinne direkt über ihr. Das andere, zu einer Schlinge geknotete Ende hielt sie bereit. Sie gab einen klickenden Laut von sich und wartete ab, zwang ihren Atem zur Ruhe, versuchte ihre Emotionen unter Kontrolle zu halten. Als der Wächter sich nicht von der Stelle rührte, wiederholte sie den Laut. Dieses Mal wurde er aufmerksam, spähte über die Mauer hinweg und dann nach unten.

In diesem Moment schwang sie das Seil nach oben. Es schlang sich eng um seinen Hals. Augenblicklich ließ sie sich fallen, und der Wachposten fiel mit ihr. Die Schlinge zog sich zusammen, und er glitt über den Rand, seine Arme ruderten haltsuchend. Sein Speer überschlug sich mehrmals in der Luft, ehe er in die Feigenbäume unter ihnen fiel. Das Seil straffte sich, und er schwang wie eine Henersaxt auf die Mauer zu. Çeda bewegte sich das Seil entlang, sodass sie sein Gewicht abfangen konnte, bevor er laut gegen den Stein schlug. Etwas an seinem Gürtel bohrte sich in ihren Bauch, doch zum Glück gab er kaum ein Geräusch von sich, als er gegen sie prallte. Ihr entfuhr ein Husten, das laut genug war, dass es jemand hätte hören können. Sie ließ das Seil los und ergriff gleichzeitig den Kragen seines Kettenhemds. Sie hing jetzt mit dem ganzen Gewicht an ihm, und die Schlinge zog sich noch mehr zu. Er versuchte sich zu befreien, versuchte das Messer an seinem Gürtel zu ziehen, aber es bereitete ihr keinerlei Mühe, sein Handgelenk festzuhalten. Die Schlinge war jetzt so eng, dass er nur noch ein Gurgeln hervorbrachte. Dann hörte sie ein Ploppen und danach gleich noch eins. Einen Moment später erschlaffte der Körper.

Sie erklimmte seine fleischige Gestalt wie eine behelfsmäßige Leiter, bis sie nach dem Seil greifen, auf seinen Schultern stehen und von dort aus erneut hinaufklettern konnte. Sie betete, dass niemand Alarm schlagen würde, als sie durch eine Schießscharte glitt und auf dem Bauch liegend in den nächstgelegenen Turm kroch.

Als sie nichts hörte, erhob sie sich so weit, dass sie durch ein Guckloch im Turm auf den Hof hinunterspähen konnte. Sie beobachtete, wie der Wagen mit einem Ruck zum Halten kam. Die Pferde an der Spitze des Trupps schüttelten die Mähnen, als vier Klingentöchter abstiegen und sich am Wagen positionierten. Ein Diener in König Kirals blauer Livree öffnete die Türen der Kutsche, und drei Männer stiegen heraus. Die Diener und Töchter neigten vor jedem von ihnen den Kopf. Bei dem ersten handelte es sich um die hochgewachsene Gestalt Husamettíns, des Königs der Schwerter. Auf ihn folgte Mesut, der Schakalkönig und Herr über die Asirim. Und zuletzt kam Cahil, der König der Wahrheit. Mesut und Cahil waren in die edlen Gewänder der Könige Sharakhais gekleidet: einen Khalat in leuchtenden Farben, mit Goldstickereien und passendem Turban. Husamettín dagegen trug einfachere Kleider von der Zweckmäßigkeit, mit der sich ein Wüstenscheich kleiden mochte, aber an seiner Seite hing ein beeindruckendes Schwert. Nachtkuss, ein zweihändiger Shamshir, der ihm von Goezhen selbst überreicht worden war.

Erst als sie alle den Wagen verlassen hatten, tauchte ein vierter König auf. Er trat aus dem Palast, und drei Klingentöchter folgten ihm im Gleichschritt. Er war hochgewachsen und glatt rasiert. Selbst aus der Entfernung konnte Çeda die Pockennarben sehen, die von irgendeiner Krankheit in der Kindheit zeugten, die ihn vor über vierhundert Jahren heimgesucht hatte. Es handelte sich um Kiral höchstselbst, der, dem sich alle anderen Könige unterordneten – zumindest hatte Çeda das gedacht, bevor sie vor vier Monaten in das Haus der Töchter eingetreten war. Seitdem waren ihr diverse Gerüchte über einen Bruch zwischen den Königen zu Ohren gekommen. Keiner der Könige würde es wagen, ihn offen herauszufordern, aber der eine oder andere wäre nicht gerade unglücklich, sollte der König der Könige ins Wanken geraten und von seinem Thron stürzen.

Eine Weile unterhielten sich die vier Könige, und ihre Worte verloren sich im Geklapper der Hufe, als die Pferde der Töchter weggeführt wurden. Die Kutsche jedoch blieb stehen.

»Lasst uns anfangen«, sagte Kiral, als wieder Stille einkehrte.

Çeda nahm den Kurzbogen von der Schulter, während König Mesut mit dem Kopf in Richtung des Wageninneren wies. Auf sein Zeichen hin stieg ein Silberner Speer aus, der das Ende einer Kette in

der Hand hielt. Als er daran zog, rasselte sie, und eine Frau stolperte in ihr Sichtfeld. Als sie die Stufen hinabstieg, wurde deutlich, in was für einer schlechten Verfassung sie war. Sie trug ein Lederhalsband, an dem die Kette befestigt war, und man hatte sie geknebelt. Ihre Hände waren hinter dem Rücken gefesselt, und ihr Atem ging schnell wie der eines Schakals. Sie zitterte, und doch stand sie aufrecht vor König Kiral und starrte ihm herausfordernd in die Augen.

Çeda hatte bereits einen der vier vergifteten Pfeile aus dem Köcher auf ihrem Rücken gezogen, doch dieses ungewöhnliche Schauspiel ließ sie innehalten. Vor zwei Monaten hatte sie sich in das private Arbeitszimmer König Yusams geschlichen und das Tagebuch gelesen, in dem er die Visionen aufzeichnete, die er in einem magischen Wasserbecken sah, das tief in seinem Palast verborgen war. Die Einträge bestanden meist nur aus kurzen Notizen, prägnante, bruchstückhafte Eindrücke, die er festhielt, um sich an das zu erinnern, was er gesehen hatte.

Dieses Treffen am heutigen Tag war mehrere Male erwähnt worden. Von der Frau dagegen war keine Rede gewesen, was entweder bedeutete, dass er sie nicht gesehen oder dass er dieses Detail absichtlich zurückgehalten hatte; sie war sich nicht sicher.

»Wo sollen wir anfangen?«, fragte Mesut.

Çeda kannte die Antwort, noch bevor Kiral auf ein Stück Kieselboden zwischen dem Gewächshaus und dem Turm, in dem sie sich verbarg, wies. Das Gewächshaus war in dem Buch erwähnt worden.

Und tatsächlich setzten sie sich in diese Richtung in Bewegung, die vier gelassenen Könige und die verängstigte Frau. »Knie nieder«, sagte Mesut. Als die Frau seinem Befehl nicht Folge leistete, trat Cahil ihr gegen die Beine, sodass sie auf die Knie fiel. Als er direkt hinter sie trat, um ihre Fesseln durchzuschneiden, legte Çeda den Pfeil in ihren Bogen ein. Sie spannte ihn und starrte mit morbider Faszination durch das Guckloch. Sie überlegte, den Pfeil gleich jetzt abzuschießen, doch Nalamae möge ihr vergeben, das hier war zu wichtig. Sie musste mehr in Erfahrung bringen. Yusams Teich hätte ihm diesen Abend nicht gezeigt, wenn er nicht wesentlich für das Wohlergehen der Könige oder Sharakhai selbst wäre. Wenn sie sich zu früh verriet, dann würden sie dieses seltsame Ritual einfach ein andermal durchführen, und sie wäre nicht schlauer. Also wartete sie ab, während Cahil eine Glasphiole mit einer schlammbräunen Flüssigkeit

entkorkte, wartete, während Mesut den Knebel entfernte und den Kopf der Frau in den Nacken zwang. Als sie jedoch begannen, ihr die Flüssigkeit in den Rachen zu schütten, hob Çeda den Bogen und spannte ihn erneut an.

Schließlich war die Flasche leer. Cahil trat zurück, und Mesut ließ die Frau los. Sie sank gepeinigt zu Boden, ballte die Hände zu Fäusten und schlug damit auf die Erde ein, als würde sie einen schrecklichen Kampf in ihrem Inneren ausfechten. Doch es war ein Kampf, den sie längst verloren hatte. Vor Çedas Augen verschrumpelte die Haut der Frau. Ihre Wangen fielen ein, die Finger wurden skeletthaft dürr.

Bei Bakhis glühendem Hammer, was hat Cahil ihr da gegeben?

Çedas eigener Atem wurde schneller, sie blickte an dem Pfeil entlang nach unten und zielte auf Kiral. Sie konnte ihn hier und jetzt töten, sofern ein einzelner Pfeil und das Gift an seiner Spitze das bei jemandem bewirken konnten, den die Götter einst unter ihren Schutz gestellt hatten. Vielleicht konnte sie einen weiteren König gleich mitnehmen, eventuell sogar drei, wenn die Götter ihr wohlgesinnt waren.

Oder sie könnte die Frau von ihrem Leiden erlösen.

Ich sollte, dachte sie. Und doch zeigte der Pfeil weiterhin direkt auf Kirals Brust, während die Unentschlossenheit ihre Hand innehalten ließ.

Mesut stand neben der sich windenden Frau. Er hatte einen seiner Ärmel hochgeschoben, und darunter war ein goldenes Armband mit einem großen schwarzen Juwel zum Vorschein gekommen. Der Innenhof lag in tiefen Schatten, lediglich vereinzelte Feuerschalen spendeten etwas Licht, das es Çeda erlaubte zu sehen, wie dünner, weißer Rauch von dem Juwel aufstieg.

Die Härchen an ihren Armen richteten sich auf, und ihr Inneres krampfte sich zusammen. Sie wusste nicht einmal genau, warum, bevor noch mehr Rauch aufstieg und sich zu einer Gestalt formte. Es war ein Wiedergänger, erkannte sie jetzt. Sie hatte nie zuvor einen gesehen. Nicht richtig. Nur aus dem Augenwinkel auf einem Friedhof, als sie noch jünger gewesen war. Damals hatte sie gedacht, dass es einfach nur an ihrer Furcht vor dem riesigen Friedhof gelegen hatte, geweckt durch die Geschichten, die Emre, Tariq, Hamid und sie sich erzählt hatten, bevor sie mit Mut im Herzen und einem Schlauch

Wein in der Hand dorthin gegangen waren. Doch in dem Moment, in dem sie die geisterhafte Gestalt über einem der Grabsteine hatten schweben sehen, verschwand der Mut, den ihnen der Wein verliehen hatte, wie Sommerregen, und sie waren geflüchtet. Es war ein harmloser Tag gewesen, sogar ein vergnüglicher Tag.

Doch das hier im Innenhof von Abendruh war alles andere als harmlos und vergnüglich.

Der Wiedergänger folgte Mesuts ausgestreckter Hand und bewegte sich auf die Frau zu, die das Wesen mit weit aufgerissenen Augen anstarrte und schrie wie eine Wahnsinnige. Mesut machte eine Handbewegung, die so sehr wie eine freundliche Vorstellung wirkte, dass Çeda übel wurde, und der Wiedergänger berührte die Frau. Sofort verstummte sie, zu Stein erstarrt. Langsam, fast wie ein Knochenknacker, der Fleischfetzen aus seiner Beute riss, bis er gesättigt war, glitt der Wiedergänger in ihren Körper. Dann löste er sich auf und war verschwunden.

Für einige lange Sekunden herrschte Stille. Doch dann wurde die Haut der Frau dunkler, als verrottete sie von innen heraus. Wie ein schmutziger, nasser Stofffetzen, den man in der Sonne trocknen ließ, zog sich die ohnehin schon straffe Haut noch weiter zusammen, bis sie beinahe exakt genauso aussah wie ein Asirim, eine jener jammervollen Kreaturen, die weit draußen in der Wüste unter den Adicharabäumen ruhten. Çeda hatte darauf geachtet, dass die Asirim sie nicht spüren konnten, der Frau dort unten im Hof jedoch, die jetzt in ihrem Geist aufblitzte wie ein Leuchtfeuer, das Dunkelheit statt Licht aussandte, war das unmöglich. Die Frau war jetzt eine von ihnen, und sie riefen nach ihr: ein Klagelied an ihren Schmerz, aber auch ein Willkommen in ihren Klan.

Beim Atem der Wüste, die Könige hatten gerade einen Asir *geschaffen*. Sie hatte keine Ahnung, was Cahil ihr verabreicht hatte und worin die wahre Natur von Mesuts Armband lag, aber sie wusste, dass sie gerade an einer lebendigen Frau jenen Zauber nachgebildet hatten, mit dem die Götter die Asirim vor vierhundert Jahren an Beht Ihman belegt hatten.

Ohne zu wissen, warum, spürte Çeda, dass ihre mentale Verbindung zu den Asirim stärker wurde. Sie versuchte sie zu unterdrücken, aus Angst, dass Mesut, der Herr der Asirim, ihre Anwesenheit spüren würde, aber am Ende war es nicht der Schakalkönig, der sie

bemerkte, sondern die Frau. Sie hob den Kopf und richtete den Blick genau auf das Guckloch, durch das Çeda die grausige Szene im Innenhof beobachtete. Die dem Verderben geweihte Frau hob ihre knochige Hand und zeigte direkt auf sie. Im gleichen Moment zielte Çeda und ließ den Pfeil los.

Der schoss direkt auf sein Ziel, Kirals Brust, zu, doch Mesut stellte sich vor ihn und fing den Pfeil blitzschnell in der Luft auf. Ein zweiter war bereits auf dem Weg und streifte Cahils Wange. Der dritte schoss auf Husamettin zu, doch der hatte bereits Nachtkuss gezogen. Die Waffe beschrieb einen großen Bogen und zerschnitt den Pfeil in zwei Teile, während der König mit einer fließenden Bewegung zur Seite wirbelte.

Ihr blieb keine Zeit mehr, einen vierten Pfeil abzuschließen. Schon rannte Mesut auf den Turm zu. Auch die Töchter hatten sich in Bewegung gesetzt. Ein Dutzend Silberner Speere sammelte sich bereits auf den Mauern zwischen den anderen Türmen.

Çeda wirbelte herum, rannte mit zwei großen Schritten aus dem Turm und sprang über die Zinne, an der das Seil befestigt war. Sie packte die Kante des Steins, um so ihre Bewegung besser kontrollieren zu können, ließ sich direkt nach unten fallen und griff nach dem Seil, um sich daran nach unten gleiten zu lassen. Als sie die leblose Gestalt des Wächters erreichte, kletterte sie an dem Körper hinab, hielt sich an seinen in Stiefeln steckenden Fußknöcheln fest und ließ dann los. Es gelang ihr, den Fall etwas zu bremsen, indem sie sich flach gegen den steil abfallenden Stein drückte. Ihre leichte Rüstung schrammte mit einem zischenden Geräusch darüber hinweg. Ein Brennen flammte im rechten Schienbein auf, als das Leder durchgewetzt wurde, doch bereits im nächsten Moment hatte sie den Erdboden erreicht.

Sie nahm den Beutel von der Schulter, öffnete den Knoten und begann schnell den Inhalt auf dem Boden zu verteilen: Dutzende über Dutzende von Fußangeln. Sie verstreute sie großzügig auf dem Untergrund, vor allem an den Stellen, an denen die Könige oder die Töchter am wahrscheinlichsten herunterkommen würden.

Über sich sah sie die Silhouetten dreier Klingentöchter, und im gleichen Moment begann innerhalb der Palastmauern eine Glocke zu läuten. Sie hatte gehofft, mehr Zeit zu haben, bevor der gesamte Tauriyat erwachte, aber jetzt konnte sie auch nichts mehr dagegen tun.

Sie drehte sich um und eilte zwischen den Bäumen hindurch. Sie hatte keine Ahnung, ob die Töchter von den Fußangeln aufgehalten wurden. Zwar hörte sie keine lauten Schreie, aber ein- oder zweimal nahm sie schnelle Schritte auf dem trockenen Hang hinter sich wahr. Trotz der Dunkelheit waren sie schnell, vermutlich hatten auch sie Blütenblätter eingenommen, aber Çeda hatte einen guten Vorsprung und zudem in den letzten Wochen, seit sie Yusams Tagebuch gelesen hatte, den Fluchtweg genauestens geplant.

Ihr eigenes Blütenblatt erfüllte sie mit Energie und verlieh ihr zudem die scharfe Sicht, die sie benötigte, um in vollem Tempo zu rennen und dabei nicht über die in der Landschaft verteilten Steine zu stolpern.

Wie erwartet begannen bald weitere Glocken zu läuten, als die anderen Paläste den Alarm aufgriffen. »*Lai, lai, lai!*«, hörte sie hinter sich, ein Befehl an sie, stehen zu bleiben. Aber sie wusste, dass es auch ein Täuschungsmanöver war und andere Töchter bereits deutlich näher waren, um sie überraschen zu können.

Sie erreichte die Mauern um den Tauriyat und konnte die Schemen weiterer Klingentöchter auf dem Wall rennen sehen, die ihr den Weg abschneiden wollten. Das war immer der Schwachpunkt ihres Plans gewesen. Sie konnte nicht vorhersagen, wie viele Töchter sie auf der Mauer erwarten würden. Çeda erkannte jetzt, dass eine Tochter in der Ferne direkt vor ihr stand. Ohne langsamer zu werden, zog sie ihren Bogen, legte den letzten Pfeil auf die Sehne und schoss ihn im Laufen ab. Er traf die Klingentochter in den Hals. Mit einem überraschten Schmerzensschrei fiel sie rückwärts von der Mauer.

Çedas Lungen brannten, aber sie trieb sich weiter an und erreichte schon bald den Stein, unter dem sie ein Seil und einen Kletterhaken versteckt hatte. Sie schwang ihn in immer größer werdenden Kreisen durch die Luft, während sie sich der Mauer näherte. Nur für einen kurzen Moment wurde sie langsamer, um den Haken mit der Kraft ihres ganzen Körpers nach oben zu schleudern. Das Seil schlängelte sich durch die mondhelle Nacht, und der Haken fand mit einem Klacken Halt an den hinteren Zinnen der Mauer. Nachdem sie den Wall erklommen hatte, schwang sie sich über die Zinnen, direkt hinein in die Bernsteinstadt.

Sie befand sich am östlichen Rand der Stadt, nahe dem Tempelbe-

zirk. Vor ihr lag die Altstadt, ein Irrgarten uralter Gebäude und schlingernder Straßen, die wirkten, als wären sie für eine Stadt aus einem anderen Zeitalter geschaffen worden. Sie hatte es gerade um eine Biegung geschafft, als sie hinter sich das Geräusch von Füßen in Stiefeln vernahm, das Hämmern schneller Schritte.

Vor sich hörte sie weitere Glocken läuten, diesmal aus der Garnison, dem größten und ältesten der Stützpunkte der Silbernen Speere. Sie rannte direkt darauf zu. Den meisten würde das vielleicht verrückt erscheinen, doch sie hatte bewusst diese Stelle der Mauer für ihre Flucht ausgewählt, damit die Silbernen Speere ebenfalls in die Suche nach ihr hineingezogen würden. Sie hoffte, dass das zur allgemeinen Verwirrung beitragen und damit verschleiern würde, was sie vorhatte.

Sie rannte durch eine kurze, dunkle Straße, die zu einer Kreuzung führte. Auf halbem Wege hing ein Seil von einem Steinpfeiler mit einem Schild, das die Dienste eines Quacksalbers aus Mirea anpries. Als sie näher kam, setzte sie zum Sprung an und packte das Seil mit beiden Händen. Obwohl die Kraft der Bewegung sie hin und her schwingen ließ wie ein Pendel und ihre Beine dabei schlackerten wie die einer Holzpuppe, kletterte sie so schnell sie konnte auf den steinernen Pfahl. Nachdem sie das Seil auf dem Pfeiler zusammengerollt hatte, schob sie sich über den Rand des Dachs.

Sie lag flach auf dem Rücken, zwang sich, gleichmäßig zu atmen, und betete, dass keinem ihrer Verfolger das Seil oder das leichte Schwingen des Schilds auffallen würde, das sie bei ihrem Aufstieg mit dem Fuß gestreift hatte. Sie starrte zum Himmel hinauf, als sie Schritte in der Straße unter ihr hörte. Wenig später hatten sie die Kreuzung erreicht. Nach einem kurzen geflüsterten Wortwechsel setzten sie ihren Weg fort, und bald verklangen die Schritte in der Ferne. Überall um sie herum weckte Lärm die Stadt aus ihrem Schlummer. Das Klirren von Metall, Pferdehufe auf Stein, Soldaten, die sich sammelten, knappe Anweisungen von Männern und Frauen.

An einer Ecke des in Dunkelheit liegenden Dachs öffnete Çeda ein Bündel, das sie vor einer Woche hier verborgen hatte. Sie holte die Uniform der Klingentöchter heraus: ein schwarzes Kampfkleid, einen Turban, Lederstiefel und Flusstochter, ihren Shamshir. Sie entledigte sich der Lederrüstung, streifte die Polsterung und die Stoffbahnen um ihre Brust ab, ehe sie in die Kleider schlüpfte, die sie in

den letzten vier Monaten fast jeden Tag getragen hatte. Sie war wieder eine Klingentochter. Sie schnürte die Rüstung und den Köcher zu einem Bündel und stopfte es in ein tönernes Fallrohr, das an dem Gebäude hinabführte. Die Polsterung und die Stoffbahnen brachte sie zur anderen Seite des Dachs und warf sie in den Abfallbehälter eines Schneiders. Vielleicht wurden die Kleider gefunden, vielleicht auch nicht. Wenn ja, würden die Töchter annehmen, dass ein Mitglied der Mondlosen Schar einen Versuch unternommen hatte, die Könige zu töten, und mit etwas Glück würden sie annehmen, dass es sich um einen *Mann* handelte, der die Kleider gewechselt hatte, um im Getümmel der Stadt verschwinden zu können. Und wenn die Kleider nicht gefunden wurden – nun, umso besser.

Während sie so dalag und in den Himmel hinaufstarrte, verwandelte sich die Erleichterung darüber, noch am Leben zu sein, in Enttäuschung, als ihr klar wurde, wie sehr sie versagt hatte. Kiral. Bei den Göttern, sie hatte es auf Kiral abgesehen. Sein Tod hätte jeden Hof auf dem Tauriyat ins Chaos gestürzt. Er hätte – noch mehr als König Külaşans Tod – ein für alle Mal mit der Vorstellung aufgeräumt, dass die Könige unsterblich waren. Husamettin wäre fast genauso gut gewesen, denn er und seine Klingentöchter hatten den Menschen in Sharakhai und der Wüste so viel Schmerz zugefügt. Es war ihr nicht gelungen, einen tödlichen Schuss auf Cahil abzugeben, aber zumindest hatte der Pfeil ihn gestreift. Das Gift lähmte in Sekunden und tötete in Minuten. Dagegen konnte vermutlich nicht einmal ein König bestehen.

Erneut näherten sich Schritte. Eine Hand Töchter huschte wie Geister durch die Straße unter ihr. An der Kreuzung wandten sie sich nach links, und kaum waren sie außer Sicht, ließ Çeda sich zum Rand des Dachs gleiten und sprintete hinter ihnen her. Gerade als sie auf einen Trupp Silberner Speere trafen, holte sie zu ihnen auf. Çeda stieß einen Pfiff aus, eine Aufforderung, über die Situation informiert zu werden, und eine indirekte Bitte nach Befehlen an die Kommandantin, in diesem Fall eine hochgewachsene Wächterin der Klingentöchter. Zwei weitere Töchter schlossen sich mit dem gleichen Pfeifen der Gruppe an.

Die Wächterin, die gerade ein Gespräch mit dem Hauptmann der Speere geführt hatte, wandte sich ihnen zu. »Ihr drei«, rief sie Çeda und den beiden Neuankömmlingen zu, »folgt der Rabenstraße und

wendet euch dann den Pass hinunter. Befragt jeden, den ihr auf den Straßen trefft. Wir suchen nach einem Mann. Klein gewachsen, trägt helles Leder und ist vermutlich mit einem Bogen bewaffnet, also nehmt euch in Acht. Wir treffen uns dann am Rad.«

Çeda und die beiden anderen Töchter nickten und rannten los, den gewundenen Weg durch den Tempelbezirk hinauf, den sie gekommen war. Çeda begann sich wieder zu entspannen. Sie würden die Stadt durchstreifen – vermutlich die ganze Nacht lang –, aber sie würden den Attentäter nicht finden. Nicht heute Nacht.

2

Ramahd Amansir schwamm an der Küste des Australmeers. Die See wogte unter ihm in rhythmischen Wellen, sanft wie die Wiege eines Kleinkinds, doch im Süden zogen dunkle Wolken auf. Er wandte dem Sturm, der sich dort zusammenbraute, den Rücken zu und schwamm in Richtung des schwarzen Sandstrands und der grauen Klippen seines Anwesens, Viarozza, das am westlichen Horizont aufragte. Zwischen Ramahd und dem Strand erstreckte sich ein Streifen Meerwasser, das so blau war, dass allein der Anblick ihm im Herzen wehtat. Wie sehr er es vermisst hatte, einfach nur im Meer zu schwimmen, die Ruhe und wie das Wasser ihn abkühlte, selbst wenn seine Muskeln sich von der Anstrengung erwärmten. Sein Körper harmonierte perfekt mit den Wellen, der Takt seiner Züge war im Einklang mit dem darunterliegenden Rhythmus der Wogen. Der Geruch der salzigen See war unvergleichlich – der Ruf der weißen Möwen, die Kühle des Wassers, so ganz anders als die Große Shanzazi.

Wie fremdartig ihm die Tage dort nun erschienen. Wie normal sie für ihn zu dieser Zeit geworden waren. All die Monate, die er damit verbracht hatte, den Mörder seiner Frau und seines Kindes zu jagen, hatten ihm Sharakhai wie ein Schiff erscheinen lassen, das vom Kurs abgekommen war, und seine Mission wie eine Strömung, die ihn immer weiter von seiner Heimat forttrug. So sehr es schmerzte, es zuzugeben, doch an jenem öden Ort mit dem blendenden Sonnen-

licht war sein Leben in Qaimir, einem der vier Königreiche, die rundherum an die Shangazi angrenzten, zu einer allzu schnell verblasenden Erinnerung geworden. Nachdem er jedoch sein Ziel erreicht und den Blutmagier Hamzakiir, König Külaşans Sohn, nahe dem versteckten Wüstenpalast seines Vaters überwältigt und zusammen mit Prinzessin Meryam zurück nach Hause gebracht hatte, hatte sich seine Welt auf seltsame Weise mit einem Mal wieder vollkommen angefühlt, so als hätte er niemals Qaimirs Berge, die grünen Hügel und die Küste des Australmeers hinter sich gelassen. Die endlosen Tage in der Wüste, der Schmerz über den Verlust seiner Frau und seines Kindes, die Jagd nach Macide, die unbarmherzige, unachgiebige Hitze – all das hatte er abgeschüttelt wie Sand von einem Umhang, als er Almadan, die Hauptstadt Qaimirs, erreicht hatte. Und als er in Viaroza am Rande der Endlosen See angekommen war, fühlte er sich wieder zu Hause, und es war die *Wüste*, die ihm plötzlich wie ein Traum erschien.

Mit einer Ausnahme. Hamzakiir. Er war eine konstante Erinnerung an Sharakhai. An die Könige. Daran, dass sie mit dem Feuer spielten, indem sie ihn am Leben ließen. Meryam hatte von Anfang an geplant, Hamzakiir für ihre Zwecke zu nutzen. Deshalb waren sie in die Wüste gereist und hatten einen Pakt mit dem Ehrekh Guhl-drathen geschlossen; deshalb waren sie zu König Külaşans Wüstenpalast gegangen, um ihn der Kontrolle der Mondlosen Schar zu entreißen; deshalb versuchte Meryam seinen Geist in ihre Gewalt zu bringen, seit sie die Grenze zu Qaimir überschritten hatten. Mit all dem uralten Wissen wäre er in der Tat ein mächtiges Werkzeug, das der König Qaimirs einsetzen konnte, um ihre Heimat zu schützen. Auch konnte er es gegen Sharakhai richten, sollten die Könige Qaimir bedrohen, oder – was Meryam Ramahds Vermutung nach bevorzugen würde – er konnte es nutzen, um die Könige Sharakhais anzugreifen und die Kontrolle über die Wüste zu erlangen. Meryam hatte behauptet, dass Hamzakiir rapide an Kraft verlieren würde, dass sie ihn in kürzester Zeit und ohne Probleme unter ihre Kontrolle bringen könne, doch bis jetzt hatte er sich all ihren Versuchen widersetzt.

Ramahd schüttelte den Kopf, als Erinnerungen auf ihn einströmten. Der Ausdruck grimmigen Widerstands auf Hamzakiirs Gesicht, als Meryam versuchte, seine inneren Barrieren einzureißen. Das Beben seiner schwachen, heruntergekommenen Gestalt. Die immer

lauter werdenden Schmerzensschreie. Diese Erinnerungen verfolgten Ramahd in seinen Träumen und belasteten ihn, wenn er wach war. Sie ließen ihn nicht vergessen, was sie alles in der Wüste zurückgelassen hatten, damit Meryam Göttin spielen konnte. Deshalb war er im Meer schwimmen gegangen, wie er es in seiner Jugend getan hatte – um zu vergessen, um sich in etwas anderes zu hüllen als in Schmerz und Reue und schierem, unnachgiebigen Willen. Doch inzwischen wurde auch seine letzte Zuflucht im Meer zunehmend von den Erinnerungen an jene endlosen Sitzungen in den Verliesen Viarozas zersetzt, und er hasste Hamzakiir noch mehr als ohnehin schon.

Allmächtiger Alu, wie konnte sich Hamzakiir immer noch widersetzen? Ramahd war stets vollkommen ausgelugt, wenn Meryam ihre Befragung beendete, und wenn *er* sich schon so fühlte, wie konnte Hamzakiir ihr Tag um Tag widerstehen?

»Es kann nicht mehr lange dauern«, hatte Meryam ihm erst vergangene Woche gesagt.

Ramahd hatte ein bitteres Lachen ausgestoßen. »Die Frage war nie, wie lange es noch dauert, sondern wer zuerst gebrochen ist.«

Meryam sah ihm tief in die Augen, und in diesem einen Moment wirkte sie so viel größer als die bebende, bis auf die Knochen abgemagerte Gestalt, die er vor sich sah. »Niemand wird mich je brechen.«

Er hatte nichts erwidert. Diese fünf einfachen Wörter waren ein Talisman, der sie für die Aufgabe, die vor ihr lag, rüstete, doch sie hatten beide die Verzweiflung in ihrer Stimme gehört. Noch vor einigen Jahren hätte er niemals Meryams Entschlossenheit oder ihre Fähigkeiten angezweifelt, doch Hamzakiir war so viel stärker, als sie beide erwartet hatten, und Meryam wurde immer schwächer. Wie jämmerlich, wie geschlagen sie aussah, als sie da so in ihrem durchgeschwitzten Nachthemd im Bett lag. Er war sich sicher, sie würde unter der Last auf ihren Schultern zusammenbrechen, und doch trieb sie sich immer weiter an, wann immer er sie in das Verlies hinabtrug.

Es war nicht ihr Verlangen, das er anzweifelte – es war so stark wie eh und je, vielleicht noch stärker, jetzt da sie kurz davor stand, ihn zu brechen –, doch ihr Körper drohte sie zu verraten. Eines Tages in naher Zukunft würde er ihr den Dienst verweigern, und was sollten sie dann tun? Vermutlich würde Ramahd Hamzakiir die Kehle

durchschneiden müssen angesichts der Gefahr, die er darstellte, aber das würde den finsternen Pakt brechen, den Meryam mit dem Ehrekh Guhldrathen in der Wüste geschlossen hatte. Sie hatte ihm ihr eigenes Leben im Falle eines Versagens versprochen. Würde sich die Kreatur mit einer blutleeren Leiche zufriedengeben? Vermutlich nicht, und nur die Götter selbst wussten, was sie dann tun würde. Vielleicht würde sie auch Ramahds Leben fordern oder sogar das von König Aldouan als Ausgleich für das, was ihr versagt geblieben war. Kreaturen wie diese waren unberechenbar.

Hinter Ramahd zogen die dunklen Wolken auf wie Infanterie. Der Wind legte an Tempo zu, und ein salziger Sprühnebel stieg auf. Die tiefblauen Wellen waren nun von weißem Schaum gekrönt. Da er keine Lust hatte, von einer Sturmbö erfasst zu werden, holte er weiter mit den Armen aus und schlug kraftvoller mit den Beinen. Er hätte schwören können, dass sich in diesem Moment Hamzakiirs Schmerzensschreie in das Tosen der Brandung um ihn herum mischten. *Nur der Wind, der meinen Sinnen einen Streich spielt, selbst hier suchen mich diese dunklen Stunden heim.*

Und doch entdeckte er kaum drei Atemzüge später einen Mann mit dunklem Haar und einem sich im Wind blähenden weißen Hemd, der die Stufen herunterstieg, die in den schwarzen Stein der Klippen geschlagen waren. Es handelte sich um Dana'il, seinen Ersten Offizier, und er schien in Eile zu sein. Ramahd schwamm schneller, und die Angst um Meryam griff mit eisiger Hand nach ihm. Als er das Ufer erreichte, waren die Wellen mit Schaum bedeckt. Salzwasser stob hoch in die Luft. Nachdem er einen steinernen Anleger erreicht hatte, an dem eine Jacht und mehrere kleinere Fischerboote vertäut waren, und aus dem Wasser gestiegen war, griff er nach dem gefalteten Handtuch auf seinem Kleiderhaufen und begann, seinen nackten Körper zu trocknen.

Dana'il rannte den Steg entlang. »Mein Herr, es geht um Meryam«, sagte er, als er näher kam. »Sie erwachte heute Morgen und ... Sie verlangte, dass ich heute an Eure Stelle trete.«

Ramahd band seine Hosen zu und zog sich schnell das Hemd über den Kopf. »Nachdem ich dir ausdrücklich befohlen hatte, es nicht zu tun?«

»Ja, vergebt mir, mein Herr.« Er sprach schnell und wirkte dabei eindeutig missmutig. »Sie bestand darauf. Sie sagte, dass sie jemand

anderen auswählen würde, wenn ich ihr nicht folge. Und ...« Als er Ramahd ansah, stand Mitleid in seine Augen geschrieben.

»Was ist geschehen?«, fragte Ramahd.

»Ich ... Ich dachte, dass ich Euch ... davor bewahre ...«

Ramahd winkte ab. »Was passiert ist, ist passiert.« Seite an Seite gingen sie auf die Klippen zu. »Erzähl mir, was geschehen ist.«

»Natürlich, Herr. Es war«, Dana'ils weiche Züge verwandelten sich in eine gequälte Grimasse, »schwierig. Für sie, meine ich, nicht für mich. Nachdem ich sie wieder zurück nach oben getragen hatte, sagte sie mir, sie habe einen Durchbruch erzielt. Sie hat ihn mehr erschöpft als jemals zuvor. Ich hatte angenommen, dass sie sofort schlafen würde, doch sie packte mein Handgelenk und hielt mich fest, um mir zu sagen, dass sie Euch dringend sprechen muss. Ich sage Euch, ich habe noch nie jemanden so gesehen ... Sie hatte diesen Ausdruck auf dem Gesicht, der ... der einen dazu bringt, sich sterblich zu fühlen. Ich hatte Angst um ihr Leben, selbst in diesem Moment, als sie sicher in ihrem Bett lag. Und ich hatte Angst um Euch.«

»Aber warum die Eile, Dana'il? Sie kann es unmöglich gleich noch einmal versuchen wollen.«

»Mein Herr, genau das will sie. Sie will etwas Neues ausprobieren, sagte sie mir.«

Das gefiel ihm nicht. Das gefiel ihm ganz und gar nicht. »Sag mir ihre genauen Worte.«

»Sie befahl mir, Euch zu holen, um Euch zu sagen, dass es Zeit ist, ebenfalls am Strang zu ziehen.«

Ramahd rollte mit den Augen, dann richtete er den Blick auf das Schloss über ihnen. »Dabei habe ich es ihr so oft angeboten«, murmelte er.

»Wie meint Ihr, Herr?«

»Nichts. Vergiss es.«

Mit dem Wind im Rücken stiegen sie die Klippen hinauf, während draußen über dem Meer die Wolken ihre Kräfte sammelten.

Der Wind, dachte Ramahd. Wie sehr er heute Nacht heulen wird.

Meryam hasste es, wenn Ramahd ihr beim Essen oder Trinken half, aber er konnte sie nicht länger leiden sehen. Er saß an ihrem Bett und stützte behutsam ihren Hinterkopf, während er ihr ein Glas Ziegenmilch mit Honig an die Lippen hielt. Sie nippte, und ihre Nasenflügel

blähten sich, während sie den Blick fest auf das Bild einer Bergfeste an der Wand gerichtet hielt. *Mager*, war alles, was er denken konnte, während er zusah, wie sie trank. *So schrecklich mager*. Er hatte überlegt, gleich wieder zu gehen und sie so zum Schlafen zu zwingen, bis sie wieder zu Kräften kam, doch er hatte auf dem Weg hier herauf beschlossen, sie anzuhören, bevor er seine Entscheidung fällte.

Als sie die Milch geleert hatte, leckte sie sich die Lippen und tätschelte Ramahds Hand. »Genug«, sagte sie, und er ließ sie sanft zurück aufs Bett sinken. Ihre Augenlider waren schwer. Sie würde nicht mehr lange wach bleiben können. Obwohl ihre Bitte an Dana'il, ihn zu holen, so dringlich gewesen war, wirkte sie nun ruhig, vielleicht besänftigt durch seine Ankunft.

»Sag mir, warum du mich hast rufen lassen«, sagte Ramahd.

»Weil ich deine Hilfe brauche.«

»Du weißt, dass du nur zu fragen brauchst.«

Meryam kicherte rau. Ihr Lachen verwandelte sich in einen heftigen Hustenanfall, der jedoch glücklicherweise bald wieder zu Ende war. Ihre eingesunkenen Augen nahmen einen verschlagenen Ausdruck an. »Sei vorsichtig mit deinen Angeboten, mein lieber Bruder. Dir könnte nicht gefallen, wohin sie dich führen.«

Sie nannte ihn häufig *Bruder*, obwohl sie nicht blutsverwandt waren. Es war ein Überbleibsel aus der Zeit, als Ramahd noch mit Yasmine, Meryams Schwester, verheiratet gewesen war. Auch er hatte sie *Schwester* genannt. Er hatte ihr kleines Ritual damals gemocht, wie sie Yasmine immer wieder ein durchtriebenes Lächeln zugeworfen hatten, um sie ein wenig zu ärgern, doch jetzt erinnerte die Anrede ihn nur noch an die Ehefrau, die er in der Wüste verloren hatte, und an die Tochter, die ihr nur wenige Tage später gefolgt war.

»Ich bin mir der Gefahren bewusst, *Schwester*. Was willst du? Sollen wir das Angebot deines Vater, des Königs, annehmen und andere aus Almadan kommen lassen, um dich zu unterstützen?«

Meryam machte eine Handbewegung, als wäre der Vorschlag ein lästiges Insekt, das es zu vertreiben galt. »Nein. Was ich brauche, ist dein Geist. Dein Wille.«

»Meiner?« Ramahd verschränkte die Arme vor der Brust, und sein Stuhl knarrte unter ihm. »Was soll *ich* bei einer Sache ausrichten, die dir nicht gelungen ist?«

»Und genau das ist das Problem. Hamzakiir wurde halb tot begraben und ruhte viele Jahrzehnte in Külaşans Palast. Als Macide und seine Männer ihn erweckten, gierte er nach Blut. Und das tut er noch. Ich habe überlegt, ob ich das nicht zu meinem Vorteil nutzen kann. Jedes Mal, wenn wir gegeneinander antraten, habe ich ihn unter Druck gesetzt, doch er ist auf der Hut. Und er ist verschlagen. Dutzende Male war ich mir sicher, ihn zu haben, doch jedes Mal zieht er sich in seinen Geist zurück, und heute hätte er den Spieß beinahe umgedreht.«

»Dann sollten wir besser warten, um dir Zeit zu geben, deine Kräfte zu sammeln, während wir ihn weiter aushungern.«

Meryam runzelte finster die Stirn. »Nein. Mir ist es gelungen, ihn zu schwächen. Wenn wir ihm jetzt Zeit geben, dann wird er ebenfalls seine Kräfte regenerieren. Ich habe keine Ahnung, wie er überhaupt ohne Nahrung überlebt. Vermutlich war das Teil des Handels, den er mit Guhldrathen geschlossen hat, und ziemlich sicher ist es ihm so gelungen, so viele Jahre lang in den Katakomben am Leben zu bleiben. Ich möchte ihm keine Ruhepause gönnen.«

»Und was kann ich bei dieser Sache tun?«

»Ich brauche einen Köder, Ramahd.«

Ramahd war nicht besonders überrascht über diese Antwort, aber die Art, wie sie das Wort *Köder* aussprach – als hungerte auch sie danach –, ließ ihn sich fragen, wie sehr sie wirklich am Ende ihrer Kräfte war. »Du willst, dass ich ihn aus der Reserve locke.«

Meryam nickte. »Ihn aus der Reserve lockst und ihn damit angreifbar machst.«

»Wie?«

»Mit Blut, mein lieber Bruder.«

»Du willst, dass ich mein eigenes Blut einem Mann gebe, der uns in dem Moment töten wird, in dem es ihm gelingt, sich zu befreien?«

»Uns bleibt nichts anderes übrig, es sei denn, wir töten ihn und beenden die Sache ein für alle Mal.«

»Genau was ich gesagt habe, seit wir ihn aus der Wüste mitgenommen haben. Lass uns dorthin zurückkehren und ihn Guhldrathen zum Fraß vorwerfen, und dann machen wir Jagd auf Macide, wie wir es geschworen haben.«

Doch Meryam schüttelte bereits den Kopf, und ihr Körper bebte heftig. »Selbst wenn ich es wollte – und ich will nicht –, würde mein

Vater das niemals zulassen. Hamzakiir ist eine wertvolle Figur auf dem Aban-Brett. Der König wird ihn nicht so einfach freigeben.«

»Guhldrathen ist eine Bedrohung, die mit jedem Tag wächst und uns alle in Gefahr bringt.«

»Du bist überdramatisch. *Ich* bin vielleicht in Gefahr, eventuell auch du. Aber er ist wohl kaum eine Bedrohung für alle.«

Ramahd atmete tief durch. Er würde nicht wieder mit ihr streiten. Meryam änderte ihre Meinung ebenso wenig wie ihr Vater. »Wann?«

Meryam lächelte und schenkte ihm ein anerkennendes Nicken, als wäre er ein begabter Neffe, der sich gerade im Bogenschießen her- vorgetan hatte. »Ich möchte gleich beginnen.«

Genau wie Dana'il vermutet hatte, und Ramahd hatte ihm nicht glauben wollen. Selbst jetzt dachte er, Meryam würde vielleicht scherzen, doch als sie sein Lächeln nicht erwiderte, wusste er, dass sie es ernst meinte. »Du bist noch nicht wieder bereit dafür.«

»Er ist sehr geschwächt.«

»*Du* bist sehr geschwächt.«

»Ich will keine weiteren Verzögerungen. Ich weiß, dass ich gebrechlich aussehe, Bruder, aber ich war noch nie so bereit dafür wie jetzt in diesem Moment. Gemeinsam werden wir, du und ich, ihn brechen.«

Er wollte geradeheraus ablehnen. Normalerweise brauchte sie mehrere Tage, um sich zu erholen, und selbst dann fühlte es sich an, als würde sie sich so sehr überanstrengen, dass es an Leichtsinnigkeit grenzte.

»Warum ist es so wichtig, dass wir es jetzt tun?«

»Weil ich ihn fast habe.«

Er versuchte einzuschätzen, wie es um ihre Worte und ihren Willen bestellt war, doch er wusste zu wenig über die rote Kunst. Meryam musste einen Schwachpunkt bei Hamzakiir entdeckt haben, den sie sich zunutze machen wollte. Sie war vielleicht geschwächt, doch Hamzakiir war es womöglich noch mehr. Hungerten sie ihn nicht bereits seit Wochen aus? Und mit Sicherheit hatte Meryams eiserne Entschlossenheit, ihn zu brechen, Risse in seiner Abwehr entstehen lassen.

»Also gut«, sagte Ramahd schließlich. »Wenn du denkst, dass es das Beste ist.«

»O ja, das tue ich«, sagte sie, und ihre dunklen Augen funkelten. »Das tue ich in der Tat.«

In einer Ecke der Zelle unter dem Schwarzen Schwan, einem der Türme Viarozas, warfen die glühenden Kohlen einer Feuerschale ein intensives rotes Licht an Decke und Wände. Die Luft roch nach Feuchtigkeit und Moder. Der Kontrast zwischen dem kühlenden Meer und der Eiseskälte hier unten hätte nicht extremer sein können. Wenn er schwimmen war, fühlte er sich belebt. Die Zeit, die er hier im Kerker Viarozas verbrachte, fuhr ihm stets in die Glieder, als wären die Männer, Frauen und Kinder, die hier gestorben waren, noch immer da, als weigerten sie sich, ins Ferne Land einzugehen, um stattdessen mit ihren Geisterhänden nach den Herzen der Lebenden zu greifen.

In der Mitte der Zelle hatte sich Meryam in einem großen gepolsterten Stuhl zurückgelehnt. Dana'il war an ihrer Seite, um sie zu stützen, sollte sie Anzeichen von Schwäche zeigen. Ihr gegenüber stand eine Monstrosität von einem Stuhl, ein regelrechter Thron mit dunklen Lederriemen, der für alle Zeit mit dem Blut derer befleckt war, die seiner unbarmherzigen Umarmung ausgesetzt gewesen waren. In diesem Stuhl saß Hamzakiir, festgehalten von Riemen und Schnallen. Ramahd besah sich dieses seltsame Bild – ein gesunder Mann, eine gebrochene Frau und ein Gefangener, der sich weigerte zu sterben – und fragte sich erneut, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Es war nicht zu spät, seine Meinung zu ändern. Er konnte Meryam ihren Wunsch abschlagen. Er könnte die Klinge, die er locker in der Hand hielt, heben und Hamzakiirs Kehle durchschneiden. Und doch blieb er stumm und hoffte, dass heute endlich alles zu Ende wäre.

Hamzakiirs Kopf rollte auf seine Brust, das strähnige Haar hing ihm ins Gesicht. Er war so regungslos, dass man ihn für tot hätte halten können, doch Ramahd kannte die Zeichen: die sich träge bewegenden Augen, die Brust, die sich unendlich langsam hob und senkte. Man konnte seinen Puls lediglich an der Halsschlagader spüren, und selbst da schien er viel zu langsam zu sein, viel zu schwach, um einen Mann am Leben zu erhalten. Er war wie einer der Golems, die angeblich von den heiligen Männern in Malasan erschaffen wurden. Und doch wusste Ramahd, dass er alles andere als schwach war. Egal, wie sehr Meryam ihm zugesetzt hatte, er war noch immer ein äußerst gefährlicher Mann. *Wir spielen mit dem Feuer*, dachte Ramahd, *ich und Meryam und ihr Vater, der König Qaimirs*. Doch was

konnten sie jetzt noch anderes tun, als es zu zügeln und für sich zu nutzen, bevor es alles um sie herum niederbrannte?

»Komm näher«, sagte Meryam mit einer auffordernden Bewegung ihrer Finger.

Ramahd gehorchte. So nahe bei dieser Ruine von einem Mann drehte sich ihm der Magen um. Er hatte in Sharakhai ähnlich auf die Asirim reagiert, doch auf irgendeine Weise fühlte Hamzakiir sich bedrohlicher an. Die Asirim waren einfach nur von Wut erfüllte Kreaturen, doch Hamzakiir war den Erzählungen nach berechnend, ehrgeizig und überheblich, und das waren Eigenschaften, die ihn um ein Vielfaches gefährlicher machten.

Als Dana'il eine glasierte Schale genau zwischen Meryam und Hamzakiir hielt, zeigte Meryam mit gekrümmtem Finger auf Ramahd: »Jetzt ...«

Ramahd trat einen Schritt nach vorn und hielt seinen Arm über die Schale. Er hob die Rasierklinge und presste die Schneide gegen seine Haut. Vor weniger als zwanzig Minuten hatte er sie verwendet, um sich am linken Arm eine Wunde zuzufügen, damit Meryam sein Blut trinken konnte, um sich auf diesen zweiten Teil ihres Rituals vorzubereiten. Er zog die Klinge zurück und schuf so einen Zwilling der ersten Wunde. Einen Moment später begann das Brennen. Blut floss. Es sammelte sich in der Mitte der Schale, plätscherte auf die himmelblaue Glasur.

»Genug«, sagte Meryam nach einer Weile.

Ramahd wickelte eine frische Bandage schnell und effizient um die Wunde am rechten Arm.

»Heb jetzt seinen Kopf an.«

Ramahd tat es, und Dana'il hob die Schale mit Ramahds Blut an Hamzakiirs Lippen. Eine Weile reagierte Hamzakiir gar nicht. Seine Augen blieben geschlossen. Ein langer, verfilzter Bart hing von seinem Kinn und den langen, eingefallenen Wangen. Doch dann bewegte sich seine Kehle. Er öffnete den Mund.

»Sei bereit«, sagte Meryam. »Ich werde helfen, aber du musst ihn so lange unter Kontrolle halten, wie du kannst.«

Ramahds Herz raste. Man gebe ihm ein Schwert. Man gebe ihm ein Schlachtfeld, wo er seinem Feind gegenüberreten konnte. Obwohl die blutige Kunst in Qaimir sehr verbreitet war, hatte er sich nie recht damit anfreunden können, selbst nicht bei Meryam, einer

Frau, der er weitgehend vertraute. Es war viel schlimmer, seine Seele mit der eines Mannes wie Hamzakiir zu verbinden, ganz egal, ob Meryam da war, um ihn zu beschützen.

Dana'il stand ihm gegenüber und hielt die Schüssel fest, während sein Blick zwischen Ramahd, Meryam und Hamzakiir hin und her sprang. Seine Augen und die Art, wie er stocksteif und angespannt dort stand, drückten Angst aus. Die beiden hatten zuvor vereinbart, dass er, sollten die Dinge aus dem Ruder laufen, die Erlaubnis hatte, Hamzakiir ein Messer in die Brust zu rammen. Ramahd nickte ihm kurz zu, und Dana'il erwiderte die Geste. Dana'il war immer stark, immer treu ergeben.

Hamzakiir hob den Kopf, und die Lederriemen des Stuhls ächzten, als er sich dagegenstemmte. Seine Augen waren noch immer geschlossen, der Kopf reckte sich nach vorne, als hätte er keine Kontrolle über seine Reaktion. Dana'il kippte die Schale etwas, und sein Gesicht hatte einen entschlossenen Ausdruck angenommen. Hamzakiir trank von dem Blut, zunächst zaghaft. Er schluckte, einmal, zweimal. Die frische Wunde an Ramahds rechtem Arm erwachte zum Leben. Sofort fühlte sie sich kühler an, dann kalt. Schon bald war es, als hätte man seinen rechten Arm in ein Fass mit Eiswasser getaucht.

Meryam hatte den Blick noch immer fest auf Hamzakiir geheftet, als sie sagte: »Setz dich, Ramahd.«

In der Ecke stand ein weiterer Stuhl, doch Ramahd rührte sich nicht von der Stelle. »Ich werde stehen bleiben, Meryam.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Wie du meinst.«

Hamzakiir schluckte mehr von dem Blut. Die Augen zuckten unter den Lidern. Ramahd spürte, wie seine Finger taub wurden. Das Eis wanderte die rechte Schulter hinauf, über seine Brust und dann den rechten Arm hinab, während eine Verbindung zwischen den beiden hergestellt wurde, mit ihm als primitiver Leitung in der Mitte.

Meryam hatte ihn hierauf vorbereitet, aber es am eigenen Leib zu spüren ... Die beißende Kälte breitete sich bis in seine Brust aus, den Torso, Beine und Füße. Erst als die Kälte durch den gesamten Körper strömte, machte sich eine wachsende Präsenz bemerkbar. Zunächst konnte er nicht den Finger darauf legen, es war mehr etwas, das den Raum erfüllte, sich in der Dunkelheit einnistete. Es war ein urtümliches Ding, etwas, das jeder Mensch fürchtete, ob er es zugeben wollte oder nicht. Sie war gewaltig, diese Präsenz. Mächtig. Unabwend-

bar wie die Monde, die in tiefster Nacht vom Horizont in den Himmel aufstiegen.

Vor vielen Jahren war Ramahd einmal nahe der kalten Inseln im Süden des Australmeers von einem Schiff gefallen. Diese trostlosen Orte waren von Eis umgeben und von einem unerbittlichen Wind umtost. Er hatte lange Minuten gebraucht, um zurück zum Schiff zu schwimmen, und zu dem Zeitpunkt, als er wieder an Deck war, hatte sein Körper bereits aufgehört zu zittern, was laut dem Schiffsarzt ein äußerst beunruhigendes Zeichen war. Sie hatten ihn unter Deck gebracht, um ihn abzutrocknen und zu wärmen. Jede Bewegung, egal wie klein, hatte sich angefühlt, als würden Eispickel durch Risse in der gefrorenen Haut getrieben, um ihn so nach und nach zu durchbohren.

Was er hier in der Zelle unter Viaroza erlebte, erinnerte ihn an diese Erfahrung, nur dass es viel schlimmer war. Er spürte die gleiche Art von Schmerz, aber zugleich wurde er auch zwischen dem Willen zweier Personen – Meryam und Hamzakiir – zerrissen. Er hatte nie wirklich erfasst, wie mächtig sie waren, als wären sie Bestien, die viele Zeitalter in tiefem Schlummer gelegen hatten, um sich nun zu erheben und für die Schlacht zu wappnen.

Meryams Atem kam heftig und schnell. »Bist du zu uns zurückgekehrt?«

Ihre Stimme war ruhig, aber Ramahd wusste, wie sehr sie kämpfte – er spürte, wie der Kampf in ihm tobte. Hamzakiir war schrecklich stark, und Ramahd fragte sich, wie schlimm es erst würde, sollte er die Gelegenheit zur Heilung erhalten. Ramahd machte sich keine Hoffnungen, das in irgendeiner Weise aufhalten zu können, und er betete zu Alu, dass Meryam dazu in der Lage war.

Tatsächlich wurde auch ihre Präsenz stärker, eine Bastion gegen den aufziehenden Sturm. Dana'ils Hand lag nun auf dem Griff seines Fischermessers. Er blickte Ramahd fragend an, doch der schüttelte den Kopf. Noch war es nicht Zeit. Dana'il schluckte, sein Blick war gehetzt wie der eines in die Enge getriebenen Fuchses, als er zwischen Hamzakiir und Meryam hin- und herwanderte. Er zeigte auf Ramahds rechte Hand. Die weiße Bandage hatte sich irgendwie gelöst. Blut rann die Finger hinab und tropfte auf den schmutzigen Steinboden. Erst jetzt spürte er die Wärme, eine verlöschende Glut gegen einen aufziehenden Schneesturm.

Hamzakiir hob langsam den Kopf. Sein grau meliertes Haar hing ihm ins Gesicht. Er schien Schwierigkeiten zu haben, den Blick auf etwas zu fokussieren, doch dann landete er auf Meryam und verhärtete sich. »Nun, nun«, sagte er, und seine lange nicht mehr benutzte Stimme war ein gequältes Ächzen. »Das Kind aus Qaimir.«

»Ich habe dich aus einem bestimmten Grund aufgespürt, Hamzakiir. Möchtest du ihn wissen?«

»Ich werde nicht mit meinen Entführern sprechen, als wären sie mir ebenbürtig. Lass mich frei, Meryam shan Aldouan, dann können wir sprechen. Wenn du es nicht tust, werde ich mich selbst befreien.«

»Hör mir zu«, sagte Meryam und achtete gar nicht auf seine Worte. »Hör zu ...«

Dann begann sie zu sprechen, doch Ramahd wusste nicht, was sie sagte. Ihm war schwindelig, und es kostete ihn genug Mühe, überhaupt auf den Beinen zu bleiben. Er atmete tief durch und spürte die Verbindung zwischen Meryam und Hamzakiir durch sich. Die beiden waren jetzt komplett miteinander verbunden, doch er konnte nicht sagen, ob die Dinge sich so entwickelten, wie Meryam es wollte. Doch ein Gedanke ließ ihn nicht los: Er fragte sich, warum sie es so eilig gehabt hatte, warum sie mit einem Mal ihr Vorgehen geändert hatte, nachdem sie sich über Wochen mühsam und verbissen vorangekämpft hatte. Meryam, die immer so beharrlich war. Und dieses Aufblitzen in ihren Augen, als Ramahd schließlich eingewilligt hatte: als wäre sie erfreut, wollte aber nicht, dass er es mitbekam.

Seine Augenlider waren unendlich schwer, als er den Kopf in Hamzakiirs Richtung drehte, der nun kräftiger wirkte, sich aufrechter in seinem Stuhl halten konnte. Meryam sprach nicht mehr. Hamzakiir sprach stattdessen, flüsterte, und Meryam hörte ihm vollkommen versunken zu. Dana'il wirkte zutiefst besorgt. Er hatte sein Messer gezogen, umklammerte es fest, hielt es, als wollte er es in Hamzakiirs Brust rammen, hätte sich jedoch aus irgendeinem Grund dagegen entschieden. Er bemerkte, dass Ramahd ihn ansah, und seine Augen flehten ihn an, etwas zu tun, zu realisieren, in was für einer Gefahr sie alle schwebten.

Doch das tat Ramahd nicht. Nicht, bevor Hamzakiir zu ihm aufblickte und ihm befahl, die Riemen zu lösen. Erst als Ramahd gehorchte, während sich in seinem Geist Gedankengänge formten, von denen er wusste, dass sie schrecklich, schrecklich falsch waren, be-

gann er zu begreifen, was hier passierte, doch ein Schleier hatte sich über seinen Geist und seine Gedanken gebreitet und verhinderte, dass er etwas dagegen tun konnte. Hamzakiir erteilte ihm weitere Befehle, doch Ramahd wusste nicht genau, welche. Er sah sich selbst, wie er Hamzakiir aus dem Stuhl half und ihn langsam aus dem Raum und die Treppen hinauf führte, hinein ins Schloss. Er brachte ihn in die Fürstengemächer, in sein eigenes Schlafzimmer. Dort zog er die Bettdecken zurück, half ihm ins Bett und deckte ihn zu, als wäre er sein kränklicher Großvater.

»Und jetzt geh«, sagte Hamzakiir leichthin. »Ich muss nun ruhen, weck mich am Morgen. Es gibt viel zu tun, bevor wir in die Wüste aufbrechen. Und schau nach deiner Schwester. Ihr wird kalt sein, nehme ich an.« Er lächelte abwesend und tätschelte Ramahds klebrige, blutbesudelte Hand. »Wir wollen doch nicht, dass sie sich erkältet.«

Ramahd nickte und verneigte sich, bevor er den Raum verließ. Er kehrte in das Verlies unter dem Turm zurück. Meryam saß noch immer so dort, wie er sie zurückgelassen hatte, und starrte den leeren Stuhl ihr gegenüber an. Hatte dort nicht vorhin noch jemand gesessen? Eine Gestalt auf dem Boden lenkte ihn ab. Ramahds Blick wanderte über die leblosen Augen des Mannes, über das Messer, das er locker in einer Hand hielt. Eine breite Wunde klaffte in seinem Unterleib, und seine Gedärme ergossen sich über den Boden wie ein Bündel blutiges Seil.

Wie seltsam, dachte Ramahd, warum tat jemand so etwas? Wer der Mann sein mochte, das wusste er nicht. Er kam ihm bekannt vor, aber er konnte ihn nirgendwo einordnen. Sicher irgendein Dieb, der die Strafe bekommen hatte, die er verdiente.

Ramahd wandte sich Meryam zu, die mit weit aufgerissenen Augen den leeren Stuhl ansah. »Was habe ich nur getan?«, hauchte sie mit einem brüchigen Wispern.

»Was hast du gesagt?«, fragte Ramahd.

Sie sah zu ihm auf, und ein harter Ausdruck des Verstehens trat in ihre Augen, doch er verflüchtigte sich im nächsten Moment. »Mir ist kalt, Ramahd. Sei so lieb und bring mich nach oben.«

»Natürlich«, antwortete er und hob sie aus ihrem Stuhl.

Ein strahlend blauer Himmel erstreckte sich über Sharakhai, als Çeda die Straße der Könige hinab zum Haus der Töchter ritt. Ihre Stute Goldmähne war eine wunderschöne Akhala mit kupferfarbenem Fell. Schwanz und Mähne erstrahlten in einem sandigen Messington.

Seit dem misslungenen Attentat waren beinahe drei Wochen vergangen, und die darauffolgenden Tage waren seltsam surreal gewesen. Die Töchter hatten sie zu jener Nacht befragt, doch sie hatten sich mit der Geschichte zufriedengegeben, die sie ihnen auftischte: dass sie spazieren gewesen war, den Alarm gehört hatte und dann so schnell sie konnte zurückgekehrt war, um sich der Suche anzuschließen. Dutzende anderer Klingentöchter wurden befragt, doch Çeda fand nie heraus, was sie ausgesagt hatten. Das Leben schien weiterzugehen, als wäre nichts geschehen. Man hielt eine Nacht zu Ehren der getöteten Klingentochter ab, in der die, die sie gekannt hatten, um das Feuer Lieder sangen und Geschichten erzählten, doch außerhalb gab es kaum jemanden, der ahnte, dass eine Tochter getötet worden war. Selbst in der Stadt, wo die Speere nach Hinweisen suchten – so hatte Çeda gerüchteweise erfahren –, war man weder so gründlich noch so grausam vorgegangen, wie es denkbar gewesen wäre.

Ihr fielen nur zwei Erklärungen ein, warum die Könige versuchten, die Information, dass ein Attentäter sich Zugang zu Abendruh verschafft hatte, geheim zu halten. Die erste und einleuchtendste war, dass mehrere Könige beinahe getötet worden wären. Sicherlich hatte man kein Interesse daran, so kurz nach König Külaşans Ermordung irgendeine Art von Schwäche zu zeigen. Hieß das vielleicht ...? Konnte es sein, dass Cahil den Kampf gegen das Gift verloren hatte? Sie bedauerte den Tod des Silbernen Speers und der Klingentochter, doch wenn es Cahil das Leben gekostet hatte, dann war es das wert gewesen.

Die einzige andere Erklärung für die untypische Zurückhaltung der Könige war, dass sie vermeiden wollten, dass etwas über das grausige Ritual bekannt wurde, das sie in jener Nacht durchgeführt hatten. Jeder in Sharakhai wusste von den Asirim, doch nur sehr wenige kannten mehr als die Geschichte, die die Könige ihnen vorgesetzt hatten: dass sie die heiligen Bewahrer Sharakhais waren, dass

sie sich in der Nacht von Beht Ihman geopfert hatten, um die Stadt vor der Übermacht der Wüstenstämme zu retten. Sicher wollten sie nicht, dass etwas über das Ritual bekannt wurde. Sie hatten eine Frau geopfert und dabei einen Asir geschaffen. Çeda hatte sich oft gefragt, wer die Frau gewesen sein mochte, und die einzige Erklärung war, dass es sich um eine Tochter des dreizehnten Stamms handeln musste. Sie hatten jemanden mit dem Blut des verlorenen Stamms ausgewählt und aus ihr einen neuen Asir gemacht, eine Sklavin, eine Waffe für ihren Kampf gegen die Mondlose Schar. Es passte zu dem Gedicht, das Çeda im Buch ihrer Mutter gefunden hatte und in dem es zweifellos um König Mesut ging:

*Ein König erhört,
Sein Lächeln betört,
Die Heimat erblüht nach der Zeit.*

*Durch verlorene Seelen
Wird sein Wille geschehen,
Ist er an des Todes Schwelle bereit.*

*Aus Yerindes Hand,
Ein goldenes Band,
Ein Auge aus pechschwarzer Glut.*

*Doch entflieht irgendwann,
Was die Liebe ersann,
Fordern dunkle Seelen Tribut.*

Das goldene Band an Mesuts Arm. Irgendwie hatte er eine der *dunklen Seelen* mit diesem Armband gerufen. Oder sie freigelassen, nachdem er sie darin gefangen hatte. Es war möglich, Seelen in Juwelen gefangen zu halten, jeder in der Wüste wusste das. War Mesut an Beht Ihman ein solches Juwel zum Geschenk gemacht worden? Vielleicht. Aber im Moment gab es kaum Mittel und Wege, die Wahrheit herauszufinden.

Bald ging im Haus der Töchter alles wieder seinen gewohnten Gang. Klingentöchter patrouillierten durch die Stadt oder bewachten die Könige. Andere, darunter auch Çeda, wurden auf spezielle Missi-

onen für die Könige geschickt. König Yusam hatte sie bereits mehrere Male in seinen Palast gerufen, um ihr neue Aufträge zu erteilen, und niemals hatte irgendjemand erwähnt, dass vier der Könige in Gefahr gewesen waren.

Trotzdem, Çeda wusste besser als jeder andere, wie schnell sich das Blatt wenden konnte. Möglicherweise sah König Yusam etwas in seinem Teich, das auf sie hinwies. König Zeheb könnte geflüsterte Worte hören, die ihn auf ihre Spur brachten. Vielleicht stießen sie auf die Kleidung, mit der sie sich getarnt hatte, und fanden darin etwas, das sie übersehen hatte und das sie zu ihr führen würde. Deshalb behielt sie alles und jeden wachsam im Auge. Sie hatte jede Nacht nur wenige Stunden geschlafen und sich gefragt, wann sie sie aufwecken und vor Cahil, den König der Wahrheit, zerren würden, um sie zu befragen.

Als sie schließlich unten ankam, wandte sie sich nach Westen in Richtung des Hauses der Töchter. Wie an den meisten Tagen standen die inneren Tore der Anlage offen. Im Näherkommen winkte sie den Töchtern auf der Mauer zu. Kurz darauf blies ein junges Mädchen, eine Pagin, in eine Pfeife, und die Menschen, die gerade die Tore zum Haus der Könige passierten, machten Platz für sie.

Sie ritt zu den Ställen und erwartete, dort ihre Schwertmeisterin Sayabim vorzufinden, die mit ihr ein weiteres Training absolvieren wollte, doch das Stallmädchen, ein spindeldürres Ding, wartete mit einer Überraschung auf sie.

»Die Erste Wächterin wünscht Euch zu sehen, Klingentochter Çeda«, sagte sie, als Çeda aus Goldmähnes Sattel glitt.

Als Çeda ihr die Zügel reichte, bemühte sich das Mädchen nach Kräften, ihr nicht in die Augen zu sehen. »Warum?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht.« Das Mädchen schwieg einen Moment, dann beugte es sich verschwörerisch zu ihr. »Sie ist im Hof vor den Unterkünften. Es gibt jemanden, den sie Euch vorstellen will. Jemanden, der«, die Stimme wurde zu einem Flüstern, »Eure Hand vervollständigen soll.«

»Ich dachte, du weißt es nicht«, sagte Çeda mit einem Lächeln.

Das Mädchen lief rot an.

Çeda lachte, aber innerlich war sie angespannt. Sie fragte Sümeya schon seit Wochen immer wieder danach. Die Hand der Ersten Wächterin Sümeya bestand derzeit aus vier Töchtern: Sümeya selbst, Kameyl, Melis und Çeda. Die Lücke, die Jalize hinterlassen hatte,

nachdem Çeda sie in Külaşans Palast getötet hatte, war in den Monaten nach ihrem Tod unausgefüllt geblieben. Insgeheim war Çeda erleichtert gewesen, dass niemand gekommen war, um sie zu ersetzen, denn das brachte eine Ungewissheit mit sich, die sie nicht gebrauchen konnte, aber ihr war natürlich klar gewesen, dass es irgendwann dazu kommen würde. Sie hatte keine Ahnung, was für eine Art Frau Jalizes Nachfolgerin sein würde, doch wenn sie war wie die meisten der Königstöchter, dann würde Çeda ihr gegenüber vorsichtig sein müssen. Sehr vorsichtig.

»Nun, wer ist es?«, fragte Çeda.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Das darf ich nicht sagen.«

»Nun, ich wage zu behaupten, dass du mir auch den Rest nicht hättest sagen dürfen.«

»Es tut mir leid, Tochter.« Ihr Blick heftete sich auf den strohbedeckten Untergrund, und ihre Ohren waren mittlerweile genauso rot wie ihre Wangen. »Ich habe schon zu viel gesagt.«

Çeda wuschelte dem Mädchen durchs Haar und schickte es dann weg, ehe sie die Ställe verließ, während eine seltsame Mischung aus Erwartung und Unsicherheit in ihr zu brodeln begann wie das seltsame Gebräu eines Alchemisten. Sie bahnte sich ihren Weg durch die spartanischen Gebäude des Hauses der Töchter, bis sie die Unterkünfte und den Hof davor erreichte, wo mehrere Dutzend Töchter mit Bambus-Shinai den Schwertkampf übten. Andere trainierten mit gepolsterten Speeren oder spickten mit schnellem, rhythmischem Spannen ihrer Kurzbögen Zielscheiben mit Pfeilen.

Sümeya, die Erste Wächterin der Töchter und Anführerin von Çedas Hand, stand auf der anderen Seite des Hofes neben einem der Übungsringe, wo gerade zwei Töchter Hiebe mit blankem Stahl austauschten. Eine war leicht zu erkennen – Kameyl, eine große, beeindruckende Frau, die grimmigste aller Töchter, die mit dem Schwert wahre Magie wirken konnte. Die andere junge Frau hatte Çeda noch nie gesehen. Sie hatte ihr honigblondes Haar zu einem langen Zopf geflochten. Sie war vielleicht siebzehn und auf eine bewusste Weise hübsch, als würde sie sogar einen Kampf unterbrechen, um ihr Haar zu richten.

»Du wünschst mich zu sehen, Erste Wächterin«, sagte Çeda.

Sümeya warf ihr einen Blick zu. »Çeda«, sagte sie zur Begrüßung, dann wandte sie sich wieder Kameyl und der Anwarterin zu. Das

überraschte Çeda nicht. Vermutlich beurteilte sie gerade, wie bereit die junge Tochter für ihr Initiationsritual war, zu dem auch der *tahl selheshal* gehörte, der Tanz, den sie und Kameyl gerade ausführten. Sümeya zeigte auf die junge Frau. »Darf ich dir Yndris Cahil'ava, unsere neue Schwester, vorstellen?«

Çeda fiel der missmutige Unterton in ihrer Stimme auf, und sie fragte sich, wie viel Mitspracherecht Sümeya bei der Entscheidung gehabt hatte, Yndris in ihre Hand aufzunehmen. Zumindest in Çedas Fall war es nicht sehr viel gewesen. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie sie lieber tot gesehen, als sie als Kampfgefährtin zu haben, doch ihr Vater Husamettín, der König der Schwerter und Herr über die Klingentöchter, hatte darauf bestanden. War es in diesem Fall ähnlich gewesen?

Çeda richtete nun ebenfalls ihre Aufmerksamkeit auf Kameyl und Yndris, die den vorgeschriebenen Schritten des Tanzes folgten. Dies hier, das Lied der Klingen, war der rituelle Kampf, den eine Anwärtlerin vor den Königen im Palast der Sonne bestehen musste, bevor es ihr erlaubt wurde, sich den Klingentöchtern anzuschließen. Die beiden waren das komplette Gegenteil voneinander. Kameyl war groß und kraftvoll, Yndris klein und geschmeidig. Kameyls Kampftechnik war so stoisch wie effizient, während Yndris sich von Zeit zu Zeit zu einer schnellen Abfolge von Hieben hinreißen ließ – vielleicht der Versuch, ihre Zuschauer zu beeindrucken. Kameyl kämpfte mit ihrem Ebenschwert Flügelstreif, während Yndris eine gewöhnliche Klinge aus einfachem Stahl führte, die vermutlich noch nie in einem wirklichen Kampf gezogen worden war. Yndris war keine schlechte Kämpferin, doch es mangelte ihr an Disziplin. Selbst in diesen wenigen Minuten Übungskampf fiel Çeda mehrere Male auf, dass Yndris zu ihnen herübersah, und jedes Mal bestrafte Kameyl sie sofort dafür, durchbrach ihre Deckung für einen Hieb und dann noch einen, der sich in das Leder ihrer Kampfkleidung biss.

So sehr Çeda es genoss, Kameyl zuzusehen, sie hatte dennoch Probleme, sich auf sie zu konzentrieren. Eine Gruppe von drei Frauen in den weißen Kleidern der Matronen stand auf der anderen Seite des Hofes. Sie hatten Çeda ankommen sehen und unterhielten sich nun mit gedämpften Stimmen. Sie versuchte sich einzureden, dass es nichts zu bedeuten hatte, aber sie kam nicht umhin, zu denken, dass es etwas mit dem Mordversuch zu tun hatte.

Sümeya bemerkte ihre Unruhe, und sie musterte Çeda von oben bis unten, bevor sie sich wieder dem Schwertkampf vor ihnen zuwandte. »Du siehst aus, als hätte jemand deinen Hund getreten.«

Çeda zwang sich zu einem Lächeln, als die Matronen, Nalamae sei Dank, zusammen durch einen Vielpassbogen schritten und dann in einer der Unterkünfte verschwanden. »Hunde stinken. Und sie schnüffeln zwischen deinen Beinen herum.«

Sümeya schenkte ihr ein schiefes Lächeln, das für ihre besten Freunde reserviert war. »Gibt es da jemand anderen, von dem du dir wünschst, dass er zwischen deinen Beinen herumschnüffelt?«

Jetzt musste Çeda wirklich lächeln. *Emre vielleicht. Oder Ramahd. Sogar Osman, wenn er mich wollte.* »Den einen oder anderen vielleicht«, sagte sie schließlich.

»Sag mir, wer sie sind. Ich werde sie beide heute Nacht in deine Kammer bringen lassen.«

Jetzt konnte Çeda ein Lachen nicht mehr unterdrücken. »Wenn mir nach einem Mann ist, Erste Wächterin, dann gebe ich ihm eins über die Rübe und schleife ihn selbst dorthin.«

»Reizend. Ich bin sicher, die Männer in Rosenwall lagen dir zu Füßen.«

Die beiden lachten. Es war ein seltsam intimer Moment inmitten dieses Klirrens von Stahl und den Schreien der Übenden um sie herum. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit wieder dem Kampf zu, doch Çeda war jetzt mit den Gedanken in Rosenwall. Erst an diesem Morgen hatte sie sich im Zuge eines Auftrags von König Yusam dort aufgehalten. Ihre Mission war einfach gewesen. Einfacher ging es nicht.

»Geh zum Steinbruch in der Stadt«, hatte er ihr gestern aufgetragen. »Sei dort, wenn die Sonne aufgeht, und beobachte ihn, bis sie hoch am Himmel steht.«

»Das ist alles?«

»Das ist alles. Beobachte aufmerksam und berichte mir, was du siehst.«

Sie hatte die Steinhauer bei ihrer Knochenarbeit beobachtet, wie sie Steine aus dem Fels brachen und zurechtschlugen, ehe sie mit Maultieren aus der riesigen Grube nach oben befördert wurden, aber das war es dann auch schon. Vor ihrer Rückkehr ins Haus der Könige hatte sie die Gelegenheit genutzt und war durch Rosenwall zu der Straße geritten, in der sie früher gewohnt hatte. Als sie das Pferd vor

der Tür zum Stehen brachte, rumorte es in ihrem Inneren. Die Tür war rissig und die Farbe abgeblättert. Sie klopfte, und auf der anderen Seite erklangen Schritte, als die alte Yanca sich ihr näherte. Schon bald erschien die greise Frau und kniff die Augen gegen das Sonnenlicht zusammen. Sie hob eine Hand, um ihre Augen abzuschirmen, und richtete dann den Blick auf Çeda. Als sie sie erkannte, schürzte sie die Lippen und schüttelte den Kopf; an ihrem Bedauern bestand kein Zweifel.

Die Knoten in Çedas Magen lösten sich alle auf einmal, und mit einem Mal fühlte sie sich nur noch einsam, verloren und wütend. Yanca war ihr einziger Kontakt zu Dardzada, dem Apotheker. Seit Monaten wartete sie auf Neuigkeiten von Emre, ganz egal welche. Yancas kurzes Kopfschütteln bedeutete, dass sie nichts gehört hatte. Das machte sie ganz krank vor Sorge, wie jeder Gedanke an ihn, seit sie ihn in der Gruft unter Külaşans Palast zurückgelassen hatte.

Yanca bemerkte ihre Reaktion und griff nach ihrer Hand, um sie zu tätscheln. »Wir werden bald Bescheid bekommen, mein liebes Kind. Das wird schon.«

»Ganz bestimmt«, sagte Çeda, obwohl sie langsam Zweifel daran hegte. Ihr Verstand riet ihr zur Geduld, aber ihr Herz wollte schreien. Dardzada hatte mehr als genug Zeit gehabt, die Schar zu befragen, aber vermutlich war es schwer, an die richtigen Personen heranzukommen. Immerhin befand sich die ganze Wüste, fünfhundert Meilen um Sharakhai, im Belagerungszustand. Täglich liefen Kriegsschiffe aus dem Königshafen aus, beladen mit Töchtern und Silbernen Speeren, die Jagd auf die Mondlose Schar und ihre Unterstützer machen sollten.

»Macht sie dir wieder Probleme?«, fragte Sümeya und brachte Çeda damit ruckartig zurück in den Innenhof der Unterkünfte.

Sie stellte fest, dass sie über die wulstige Narbe im Fleisch ihres rechten Daumens gerieben hatte. Sie war eine stetige Erinnerung daran, dass sie zu den Blühenden Ebenen gegangen war und sich selbst vergiftet hatte, um zu beweisen, dass sie die Tochter eines der zwölf Könige war. Dardzada, verkleidet als Mönch aus einem fernen Land, hatte sie schließlich gerettet, indem er sie ins Haus der Töchter brachte, und die Matrone Zaide hatte den Bereich um die Wunde tätowiert, um das Gift unter Kontrolle zu bringen. Aber wie Zaide vorhergesagt hatte, gab es Phasen, in denen sie sie kaum spürte, und

solche, in denen sie schrecklich schmerzte. Heute war sie lediglich ein kleines Ärgernis. »Alles gut.«

Sümeya wirkte nicht überzeugt, aber sie ließ es dabei bewenden. »Und was ist mit unserem König? War er zufrieden mit dem Ergebnis deiner Mission?«

Sümeya war nie sehr begeistert über die Aufträge gewesen, die Yusam ihrer Hand erteilte, doch sie konnte wenig dagegen tun, selbst als Erste Wächterin. In Zeiten relativen Friedens setzten die Könige die Töchter oft spontan ein, wie es ihnen passte. Es sollte den Königen nutzen, dass es keinen festen Plan gab, doch für Sümeya war der Versuch, alles im Blick zu behalten, häufig ein Albtraum. In den Monaten seit Çedas Aufnahme bei den Töchtern war Sümeya zwei, Kameyl drei und Melis über ein Dutzend Mal gerufen worden. Tatsächlich war Melis noch nicht von ihrer letzten Mission zurück, von der Çeda nicht wusste, worum es ging.

»Ich kann nie genau sagen, ob er zufrieden ist oder nicht«, sagte Çeda. Sie hatte König Yusam erzählt, was sie am Steinbruch gesehen hatte. Nach dem Ende ihres Berichts hatte er sie speziell zu dem Vorarbeiter der Grube befragt, der sich unten an dem Aufzug aufhielt, der die Arbeiter am östlichen Ende des Steinbruchs auf und ab beförderte. Es schien kaum von Bedeutung zu sein, und tatsächlich hatte Yusam einfach nur genickt, als könnte er irgendwelche Schlüsse daraus ziehen, und sie dann entlassen.

»Es ist schwer, ihm etwas vom Gesicht abzulesen«, antwortete Sümeya, »und dennoch wirst du unter den Königen keinen finden, der so geradeheraus ist.« Sümeya sah eine Weile dem Übungskampf zu. »Benötigt er deine Dienste weiterhin?«

»Er sagte nur, ich solle zurückkehren und mich auf die Zeremonie einer neuen Klingentochter heute Abend vorbereiten.«

»Gut.«

Çeda konnte jedoch nicht sagen, ob Sümeya erfreut darüber war, nicht nur aufgrund der Gleichgültigkeit in ihrer Stimme, sondern auch wegen des Stirnrunzelns, mit dem sie Kameyl und Yndris beobachtete.

»Weil du vorhin von getretenen Hunden sprachst ...«, sagte Çeda und spielte damit darauf an, wie abwesend sie gerade wirkte.

Sümeya blickte sie für einen Moment verwirrt aus ihren intensiven braunen Augen an, doch dann verstand sie. »Es ist nur ... es gibt immer

so viel zu tun.« Sie gab Kameyl und Yndris ein Handzeichen. »Manchmal findet man Frieden in der simplen Begegnung der Klingen.«

Çeda konnte ihr nur zustimmen. Egal, wie wütend, besorgt oder ängstlich sie war, während sie ihr Leben voller Lügen in Diensten der Könige lebte – sobald sie mit Kameyl, Melis oder in seltenen Fällen Sümeya selbst trainierte, schwanden diese Empfindungen. Die Hiebe ihres Schwerts fühlten sich an wie ein Schmiedehammer, der sie gänzlich neu formte. »Wenn es dich nach Klingen verlangt ...«, sagte Çeda und legte eine Hand auf den Knauf von Flusstochter.

Sie konnte das Verlangen in ihr sehen, den Wunsch, ihr Schwert zu ziehen und den Tanz der Klingen zu tanzen, aber einen Moment später war der Ausdruck aus Sümeyas Gesicht gewichen. »Ein anderes Mal, junge Taube. Genug!«, brüllte sie, als Yndris' Manöver so unkontrolliert wurden, dass es gefährlich wurde.

Doch Yndris kämpfte nur noch waghalsiger, und das war etwas, das Kameyl nicht vergab. Sie wehrte ihre Schläge mit einer Leichtigkeit ab, die Çeda nicht neu war, sie aber dennoch jedes Mal wieder beeindruckte. Sie durchbrach Yndris' Abwehr mit einer schnellen Abfolge von Hieben und versetzte ihr einen Tritt vor die Brust. »Deine Wächterin sagte, dass es jetzt *genug* ist, Mädchen!«

Yndris versuchte, die Kontrolle zurückzugewinnen, doch sie stolperte und fiel. Kameyl baute sich über ihr auf und hielt das Schwert bereit für den Fall, dass die Jüngere dumm genug war, einen erneuten Angriff in Betracht zu ziehen. Yndris hustete und verzog das Gesicht, während sie sich mit einer Hand die Brust rieb. Dabei blickte sie nicht Kameyl oder Sümeya an, sondern Çeda. Als wäre *sie* der Grund für ihren Schmerz. Sie rappelte sich auf, warf einen beschämten Blick in Kameyls Richtung und stellte sich dann vor Sümeya auf. Sie verbeugte sich und vermied demonstrativ jeden Blick in Çedas Richtung.

»Yndris, ich möchte dir Çeda vorstellen, das fünfte Mitglied deiner Hand. Çeda, das ist Yndris Cahil'ava.«

Çeda neigte den Kopf, während Yndris sie einfach nur anstarrte, als wäre sie verärgert darüber, dass sie ihre Anwesenheit zur Kenntnis nehmen musste, oder als wartete sie darauf, dass Çeda sie mit »Euer Hoheit« ansprach. *Was für eine wundervolle Ergänzung unserer Hand, dachte Çeda, eine Tochter Cahils, des Königs der Wahrheit, und zweifellos mit einer ebenso scharfen Zunge ausgestattet.*

»Was wolltest du da eigentlich beweisen?«, fragte Sümeya.

Yndris wies mit der Spitze ihres Schwerts auf den Übungsring.
»Ich habe getanzt, Siyaf, nicht mehr.«

»Ich bin nicht deine Siyaf.«

Yndris verneigte sich. »Natürlich nicht«, sagte sie, doch es wurde deutlich, dass sie der Meinung war, dass ihr die Ebenklinge zustand, die man ihr bei der Zeremonie heute Abend überreichen würde.

Sümeya wirkte verärgert, doch sie sagte nichts weiter. Sie winkte Çeda näher heran. »Da ihr beide so erpicht darauf seid, die Klängen sprechen zu lassen, warum trainiert ihr nicht eine Weile? Ich habe etwas mit Kameyl zu besprechen.«

Kameyl steckte Flügelstreif zurück in die Scheide und hob die beiden Shinair auf. »Nimm sie nicht zu hart ran, Çeda.« Sie warf Yndris und Çeda jeweils ein Shinai zu und folgte dann Sümeya. Während die beiden sich einen Weg zwischen den Übungsringen hindurch bahnten, rief sie laut genug, dass der ganze Hof sie hören konnte, über die Schulter zurück: »Wenn ich sie heute Abend vor ihrem Vater demütigen will, kann ich kein Täubchen mit gebrochenem Flügel brauchen.«

Yndris starrte Kameyl hinterher, bis sie und Sümeya hinter einer Gruppe Matronen in weißen Abayas verschwunden waren.

Çeda trat in den Ring. »Komm«, sagte sie zu Yndris, doch das Mädchen warf ihr Shinai in den Dreck, drehte sich um und ging.

»Wir wurden angewiesen zu trainieren«, rief Çeda ihr hinterher.

Yndris blieb stehen und drehte sich um. »Mit Abschaum wie dir? Als ob.«

4

Als Çeda an diesem Abend die große Halle im Zentrum des Palasts der Sonne betrat, brach eine Flut von Erinnerungen über sie herein. Vor gar nicht langer Zeit war sie selbst als Anwärtlerin hierher gebracht und den Königen vorgeführt worden. Es hatte ein Festmahl gegeben, und sie hatte mit Ihsan, dem König mit der Honigzunge, getanzt. Man hatte ihr ihre Ebenklinge, Flusstochter, überreicht, und

ein ritueller Schaukampf mit Kameyl hatte sie beinahe das Leben gekostet. Kameyl hatte versucht, ihr die Kehle aufzuschlitzen, um es später wie einen Unfall aussehen zu lassen, und Çeda, die noch nicht das Vertrauen der Könige, der Töchter oder irgendjemandes sonst auf dem Tauriyat genossen hatte, war gezwungen gewesen, sich zu verteidigen – nicht nur was den Anschlag auf ihr Leben betraf, sondern auch gegen Kameyls Anschuldigungen, sie sei vollkommen ungeeignet als Klingentochter. Zu ihrer großen Überraschung war Husamettín, der König der Schwerter, eingeschritten, hatte für sie Partei ergriffen und sich dabei gegen eine der besten Kämpferinnen in der langen Geschichte der Klingentöchter gestellt. Es war eine Nacht voller aufgewühlter Emotionen gewesen, doch schließlich hatten die Könige ihrem Eintritt ins Haus der Töchter zugestimmt.

Und nun war Yndris an der Reihe. Die Menschen hatten sich zu dem Fest ihr zu Ehren versammelt, um nun ihrem Schaukampf beizuwohnen. Und dennoch wäre niemandem, der die beiden Feste besucht hatte, entgangen, wie verschieden sie waren. Zu Çedas Zeremonie waren alle zwölf Könige erschienen. Wie viele würden heute Nacht anwesend sein? Seit der Nacht in Abendruh hatte sie lediglich Yusam und Husamettín zu Gesicht bekommen. Sie hatte nichts über Cahil, den König der Wahrheit, gehört, den einer ihrer vergifteten Pfeile gestreift hatte, doch sie hatte es nicht gewagt, sich nach ihm zu erkundigen, aus Angst, dass man sie dann mit dem Vorfall in Verbindung bringen würde. Sicherlich würde sie die Antwort schon sehr bald erhalten.

Und sie musste nicht lange warten. Als sie ankam, stand Husamettín schon bereit. Kurz darauf folgte Cahil mit Yndris an seiner Seite. Çeda hielt die ganze Zeit über die Luft an, doch als sie ihn entdeckte, entlud sich ihre Enttäuschung in einem lang gezogenen Seufzer. Tief in ihrem Herzen hatte sie gewusst, dass er überlebt hatte – die Könige hätten sonst *irgendeine* Art der Reaktion gezeigt –, doch sie war davon ausgegangen, dass ihn das Gift irgendwie geschwächt hatte. Wer es überlebte, so sagte man, dessen Körper funktionierte nicht mehr wie zuvor. Man zitterte heftig, und selbst wenn man noch in der Lage war zu gehen, taumelte man schwach wie ein Betrunkener und brauchte schon Hilfe, wenn man sein Krankenbett nur für wenige Schritte verlassen wollte. Und doch stand Cahil nun aufrecht vor ihr und sah für alle Welt aus wie ein Mann in ihrem

Alter. Er lächelte, platzte schier vor Stolz auf seine Tochter, die bald ihre Klinge erhalten sollte.

Çeda dachte schon, dass sie sich geirrt hätte, dass der Pfeil ihn gar nicht gestreift hatte, doch als er näher kam, sah sie die schwache Narbe. Selbst wenn man wusste, wo man suchen musste, war sie kaum zu erkennen. Wie? Wie hatte er überlebt und nichts als eine Narbe zurückbehalten?

Yndris erwischte sie dabei, wie sie ihren Vater anstarrte. Sie unterbrach ihre Unterhaltung mit einer gebeugten, alten Frau und starrte Çeda an, bis diese schließlich den Blick abwandte.

Verdammte Götter, dachte sie. Sie waren hierfür verantwortlich. Sie hatten den Königen nicht nur ein langes Leben und Lebenskraft verliehen, sondern, wie es schien, auch eine Immunität gegen Gift. Das war die einzig plausible Erklärung.

Sie unterdrückte die Verzweiflung, die in ihr aufstieg, versteckte sie hinter einer Maske der Höflichkeit. Das Letzte, was sie gebrauchen konnte, war, dass jemand auf den Gedanken kam, sie sei in besonderer Weise an Cahil interessiert, vor allem Cahil selbst.

Nur zwei weitere Könige kamen zu der Zeremonie: König Ihsan und der untersetzte Zeheb, der König des Flüsterns. Husamettín war durch seine Position verpflichtet, anwesend zu sein, und natürlich würde Cahil dabei sein wollen, wenn seine Tochter eine Klinge erhielt. Dass jedoch so wenige anwesend waren, stellte sicherlich einen Affront dar. Und um die Sache noch schlimmer zu machen, waren auch sonst nur wenige Gäste erschienen, um den riesigen Raum zu füllen. In der Nacht von Çedas Zeremonie war er zum Bersten gefüllt gewesen, während heute Nacht bestenfalls einhundert Gäste erschienen waren, von denen es sich bei den meisten wohl um Yndris' Verwandte handelte. Es schien, als wären die Menschen absichtlich fern geblieben, um sie zu kränken, auch wenn Çeda nicht genau wusste, was der Grund dafür sein könnte.

Das Fest nahm seinen Lauf, und ein heller Sonnenstrahl, der durch eine Apparatur hoch oben in der Kuppel über ihnen gebündelt wurde, durchschnitt leuchtend den Raum. Die Menge formte einen Kreis um ihn herum und bildete so eine provisorische Arena. Yndris schritt in ihrem leuchtend gelben Kleid durch den Raum und kam vor Husamettín zum Stehen, um sich dann einen goldenen Schleier vors Gesicht zu ziehen. Husamettín zog ein Ebschwert aus seiner

lackierten hölzernen Scheide und präsentierte Yndris und den anderen Versammelten die in die Klinge eingravierten Verzierungen.

Zaide, die alte Matrone, die Çedas Leben gerettet hatte, indem sie das Gift in ihrem rechten Arm unter Kontrolle brachte, kam heran und stellte sich neben Çeda. »Sie hat darum gebeten, kämpfen zu dürfen, wie du gekämpft hast.« Sie wies mit dem Kopf auf Yndris und den König der Schwerter.

»Und? Wurde ihr der Wunsch gewährt?«, fragte Çeda.

»Sollte er das?«

Çeda überlegte, wie direkt sie sein konnte, beschloss aber dann, dass es keinen Sinn hatte, Yndris' Dreistigkeit zu verschweigen, wenn sie so offensichtlich war. »Nein.«

»Warum?«

»Weil es wahrscheinlich ist, dass sie sich selbst und ihre Familie blamiert.«

»Vermutlich hast du recht, aber du musst doch zugeben, dass die treibende Kraft hinter ihren Ambitionen eine gewisse Loyalität ist.«

Çeda drehte sich zu Zaide um. »Was meinst du?«

Zaide zog die Brauen zusammen, wodurch sich die Sorgenfalten und der tätowierte Halbmond auf ihrer Stirn verzerrten. »Hat Sümeya dir nicht erzählt, wie Yndris zu den Töchtern kam?«

»Nein.«

»Du hast doch sicher von dem Brand auf dem Duftmarkt im letzten Jahr gehört?«

Sie war sogar selbst dort gewesen und hatte ihn mit eigenen Augen gesehen. Sie war mit allen anderen dort eingeschlossen gewesen, bis die Silbernen Speere sie befreit hatten. »Ich habe davon gehört.«

»Die Tochter, die an diesem Tag verbrannte, war Veliri Cahil'ava.«

Mit einem Mal hatte Çeda das Bild der in Flammen aufgehenden Festung noch einmal so lebendig vor Augen, dass sie zusammenzuckte. Veliri war gestorben, um König Külaşan zu retten. Die Entschlossenheit, mit der sie ein Loch in die Mauer der Festung geschlagen hatte, war beinahe übermenschlich gewesen.

»Yndris«, fuhr Zaide fort, »ist Veliris Schwester. Sie mag jung und überambitioniert sein, aber das sind Dinge, die sich mit dem Erwachsenwerden geben können. Das Vermächtnis ihrer Schwester jedoch wirft einen langen und furchterregenden Schatten über sie, und ich frage mich, ob es ihr je gelingen wird, aus ihm herauszutreten. Veli-

ri war beliebt und starb den Heldentod. Und nun kommt da ihre jüngere Schwester, ein Mädchen, das nie zu hoffen gewagt hat, eines Tages das Schwarz der Töchter zu tragen, und will das Schwert ihrer Schwester aufnehmen und ihre Geschichte fortsetzen.«

Mit einem Mal kehrte der Schmerz in Çedas Daumen zurück. Sie unterdrückte eine Grimasse, versteckte die Hand hinter dem Rücken und rieb sie, um die Qual zu lindern.

»Warum hat man sie dann überhaupt ausgewählt?«

»Die Ehre gebietet, der Familie, die eine Tochter verloren hat, eine Klinge anzubieten. Doch abgesehen davon gibt es viele Dinge, die die Könige an einer Anwärtin schätzen. Zu den wichtigsten gehört der absolute Wille zuzuschlagen, während der Wunsch nach Rache das Schwert vorantreibt.«

»Stimmst du ihnen da zu?«

Mit dieser Frage bewegte Çeda sich auf gefährlichem Terrain – sie wusste noch immer nicht, wo Zaïde in dem großen Ringen um die Macht über Sharakhai stand –, doch die Matrone legte lediglich den Kopf schief und zuckte mit den Schultern. »Wer bin ich schon, dass ich dem zustimmen oder widersprechen wollte?«

Husamettín hielt noch immer Yndris' Klinge in Händen und beendete die Geschichte des Schwerts, genau wie Çeda vermutet hatte, mit Veliris heldenhaftem Kampf gegen die Mondlose Schar. Çeda fragte sich, ob das eine kluge Entscheidung war. Yndris' Schwester hatte genau dieses Schwert getragen, es ergab durchaus Sinn, es an sie weiterzugeben, doch welches Gewicht mochte sie in ihm spüren, wenn sie sein Heft in der Hand hielt? Wie weit würde sie gehen, um die Taten ihrer Schwester noch zu übertreffen?

Husamettín beendete seine Erzählung, steckte das Schwert zurück in die Scheide und überreichte es Yndris. Die zog es und bewunderte die scharfe Schneide im Sonnenlicht, das von der Kuppel herabschien, starrte es an, als gäbe es keine größere Ehre. Noch vor Kurzem hätte Çeda darüber gelacht, hätte vermutet, dass sie das alles nur vorgab, ein eitles Schauspiel für ihren Vater, der mit einer Miene der Nachsicht neben Husamettín stand und sie beobachtete. Aber jetzt, da sie mehr über Yndris wusste, wurde Çeda klar, wie traurig dieser Moment war. Sie hatte keine Ahnung, was für eine Frau Veliri gewesen war – ob ehrenhaft oder nicht. Vielleicht hatte sie es verdient, einen grausamen Tod durch die Mondlose Schar, die Al'afwa

Khadar, zu sterben, vielleicht auch nicht. Doch *was* Çeda wusste, war, dass Dutzende Unschuldiger an diesem Tag ihr Leben verloren hatten, nicht nur diejenigen, die den Flammen zum Opfer gefallen waren, sondern auch die Mädchen, durch die die Könige ihre Rache vollzogen hatten; Mädchen, die man von den Mauern Heiligtors hatte baumeln lassen.

Es war ein scheinbar unendlicher Kreislauf der Gewalt – die Könige gegen die Schar, die Schar gegen die Könige, und jeder Gegenschlag machte den Feind nur noch wagemutiger, trieb ihn noch mehr dazu an, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Manchmal dachte Çeda, dass beide Seiten erst dann zufrieden wären, wenn Sharakhai in Schutt und Asche lag. *Und selbst dann ... Sharakhai könnte eine Totenstadt sein, und sie würden sich noch um die Knochenhaufen bekriegen.*

Yndris steckte das Schwert zurück in die Scheide, bevor sie sich auf ihre Position in der provisorischen Arena begab, und das Flüstern der Menge verstummte. Nicht weit von Çeda und Zaïde entfernt bahnte Kameyl sich einen Weg durch die Menge und nahm ihren Platz an einem Ende des Ovals ein, wo sie und Yndris die Klingen kreuzen würden. Selbst hier, in dieser nur scheinbar wichtigen Zeremonie, die kaum eine Rolle im großen Ganzen spielte, strahlte Kameyl eine unglaubliche Kraft und Würde aus. Eine Wüstennatter, tödlich und anmutig zugleich.

Die beiden nahmen ihre Positionen in etwa gleichem Abstand zu dem Mosaik im Boden ein: zwei Monde, die von einer Speerspitze geteilt wurden. Yndris hatte die Klinge hoch erhoben, während Kameyl die ihre quer hielt und Yndris so symbolisch den Weg ins Haus der Töchter versperrte. In diesem Moment, in dem alles stillstand, brachte der Sonnenstrahl die Luft zwischen ihnen zum Leuchten und verlieh dem Ritual eine überirdische Atmosphäre. Kurz darauf begannen die beiden den Tanz der Klingen. Ihre Schwerter klirrten. Manche würden sagen, sie sangen, und genau das war der Grund, warum man es auch ein Lied nannte. Es war eine schöne Darbietung. Kameyl war perfekt, und obwohl Çeda Yndris' kleine Fehler sehen konnte – das Schwert oder die Scheide nicht ganz in der richtigen Position und eine etwas steife Haltung –, würde es sonst kaum jemandem auffallen.

König Cahil zeigte kaum eine Gefühlsregung, während er ihnen

zusah, doch da war so etwas wie Stolz in der Art, wie er jeder von Yndris' Bewegungen mit den Augen folgte, während andere – König Ihsan und etliche der Höflinge in seiner Nähe – mehr die Menge als den Kampf beobachteten. Als Ihsan bemerkte, dass Çeda ihn ansah, setzte er ein strahlendes Lächeln auf und neigte den Kopf. Çeda sah weg, doch schon bald wanderte ihr Blick zurück, und Ihsan beobachtete sie noch immer. Er lachte, und als Cahil das bemerkte, sah er ihn finster an und folgte dann seinem Blick zu Çeda. Kaum waren ihre Blicke sich begegnet, schien Cahil sie abzuschätzen. Seine Züge ließen ihn so unschuldig wirken – bis auf die Augen, die sie ansahen wie etwas, das man benutzte und dann wegwarf. Es verursachte ihr eine Gänsehaut, doch sie weigerte sich, den Blick abzuwenden. Sie wollte nicht, dass er dachte, sie fühle sich schuldig, also erwiderte sie sein Starren, bis er den Blick wieder auf seine Tochter richtete.

Der Tanz kam zu dem Punkt, an dem die beiden für eine Weile improvisierten, und Yndris' Bewegungen waren gekonnt und sogar anmutig. Schließlich näherte die Zeremonie sich ihrem Ende, an dem Blut fließen musste. Yndris streckte ihr rechtes Handgelenk aus, und Kameyl versetzte ihr einen leichten Schnitt am Unterarm. Yndris tat dasselbe bei Kameyl, und die Menge klatschte, piff und stampfte mit den Füßen auf.

Als sich alle um Yndris versammelten, um ihr zu gratulieren, sagte Çeda zu Zaïde: »Könnten wir vielleicht einen Moment miteinander sprechen?«

Zaïde zögerte, doch dann nickte sie. »In Ordnung.« Sie zeigte auf einen der Balkone, die auf Sharakhai hinauswiesen. Die riesige Bernsteinstadt breitete sich unten ihnen aus, und dahinter erstreckte sich die Wüste. Zu ihrer Rechten erstrahlte der Horizont in leuchtendem Rot.

Seit Külaşans Tod hatten die beiden sich kaum gesehen. Das war auch der Grund, warum Çeda die Dinge in die eigene Hand genommen hatte, als sie in jener Nacht losgezogen war, um Kiral zu töten. Sie war sich sicher, dass Zaïdes Schweigen einen Grund hatte – es war riskant, sogar gefährlich, zu sprechen –, aber es konnte sein, dass sie sich für Wochen oder sogar Monate nicht sehen würden. Und obwohl es Çeda war, die um dieses Gespräch gebeten hatte, ergriff Zaïde zuerst das Wort.

»Du hast große Fortschritte mit dem Schwert gemacht, seit du zu uns gekommen bist.«

»Ich habe mich nie ungeschickter gefühlt.«

Das belustigte Funkeln in Zaïdes Augen verriet, wie gut sie Çeda lesen konnte. »Sayabim ist eine strenge Lehrerin. Glaub mir, das weiß ich. Sie war drei Jahre lang die Wächterin meiner Hand, ehe sie das Weiß der Matronen anlegte. Aber es verlangt stetige Bemühungen von Lehrmeisterin *und* Schülerin, sich schlechte Angewohnheiten wieder abzugewöhnen. Es ist besser, das gleich jetzt zu tun, sonst baut alles andere auf diesem Fundament auf.«

Sayabim lag ihr ständig wegen ihres *Fundaments* in den Ohren, während sie ihren dünnen Stock dazu benutzte, Çedas Fußstellung und Haltung zu korrigieren. *Ohne ein Fundament kann man keinen Tempel bauen.* Çeda glaubte ihr – sie hatte ihren Schülern in den Gruben Ähnliches beigebracht –, doch an manchen Tagen wollte sie Sayabim einfach nur diesen verdammten Stock aus der Hand reißen und ihn entzweibrechen.

»Vergiss nicht, mein Kind, die anderen in deiner Hand sind einige unserer talentiertesten Töchter. Du kannst nicht alles, was man ihnen beigebracht hat, in vier Monaten lernen. Deine Schwertkunst muss sich erst einmal verschlechtern, bevor sie besser werden kann.« Sie schwieg einen Moment. »Und wie geht es mit dem Rest deiner Studien voran?«

»Sayabim hat mir Handzeichen beigebracht«, sagte Çeda, »und Kameyl hat mir Nahkampfaktiken gezeigt.«

»Hat Sümeya mit dir über dein Ritual der Bindung gesprochen?«

Çeda nickte. Sie fürchtete diesen Moment bereits seit Wochen. In der Nacht, in der man sie zu den Blühenden Ebenen gebracht hatte, war sie von den Asirim akzeptiert worden. Sie waren zu ihr gekommen, hatten mit ihr kommuniziert. Sie hatte in jener Nacht neue Erkenntnisse gewonnen, die wohl wichtigste davon war, dass es sich bei den Asirim nicht um heilige Krieger handelte, wie die Könige vorgaben, sondern um die Überreste des dreizehnten Stamms, den die Könige in der Nacht von Beht Ihman geopfert hatten. Dieses Opfer war es gewesen, das den Königen die Gunst der Wüstengötter verschaffte. Doch die Zeremonie, von der Zaïde sprach, war etwas ganz anderes. Bald würde man sie hinaus in die Wüste bringen, wo ein oder mehrere Asirim an sie gebunden würden, *gefügt gemacht*,

wie Sümeya es ausgedrückt hatte. Zusammen mit dem Wissen, dass die Asirim die letzten Angehörigen des dreizehnten Stamms waren, drehte ihr das den Magen um.

»Wann ist es so weit?«, fragte sie.

»Bald, denke ich. König Mesut drängt darauf, er will sehen, wie gut du bist.«

»Und das hier?« Çeda zeigte Zaïde ihre vergiftete Hand. »Du sagtest, du wirst mir beibringen, wie ich dagegen ankämpfen kann.«

Zaïde nahm Çedas Hand in ihre und besah sich die Narbe genauer. Ein durchdringender Schmerz schoss durch ihren Arm. Zaïde drückte auf die Narbe am Daumen und folgte dann den Linien der Worte, die sie selbst dort tätowiert hatte. *Fluch der Unredlichen* und *Jene, die verloren waren, sind gefunden*. Diese Tätowierungen, nicht nur die Worte, sondern auch die eleganten Symbole und filigranen Muster auf ihrer ganzen Hand hielten das Gift unter Kontrolle, machten es zu etwas, mit dem Çeda umgehen oder das sie vielleicht sogar beherrschen konnte. »Macht sie dir häufiger Probleme?«

Çeda hatte die Fragen aussprechen wollen, die in ihr brannten. *Kennst du Dardzada? Kanntest du meine Mutter?* Sie wollte ihr gestehen, dass sie versucht hatte, den König der Könige zu töten, und auf ganzer Linie versagt hatte. Sie wollte ihr von der Frau erzählen, die sie in jener Nacht im Hof gesehen hatte. *Wie konnten sie das nur tun?*

Fernes Gelächter drang aus dem Inneren des Palasts und ermahnte sie, dass das hier weder die richtige Zeit noch der richtige Ort war. Wie konnte sie über solche Dinge sprechen, wenn die Könige so nah waren, vor allem Zeheb, der König des Flüsterns? »An manchen Tagen spüre ich sie kaum«, sagte sie schließlich, »an anderen schmerzt sie schrecklich, aber es ist schlimmer geworden in den Monaten, seit du sie tätowiert hast.«

Die Matrone nickte. »Es tut mir leid, dass du so viele Schmerzen erleidest, aber noch ist Zeit. Komm zu mir und hol dir einige Kräuter, wenn du sie benötigst, aber setze fürs Erste deine Übungen mit Sayabim fort. Wir können uns auf dem Rückweg von der Nachtwache noch einmal unterhalten.«

Yndris' Nachtwache. Allein der Gedanke, erneut das Leiden der Asirim mit eigenen Augen zu sehen, verstärkte den pochenden Schmerz in Çedas Daumen. Aber er stärkte auch ihren Mut, denn er

erinnerte sie daran, dass die Asirim litten, während sie abwartete und Pläne schmiedete.

»Matrone Zaïde?« Çedas Gefühle schlugen Purzelbäume.

Zaïdes Brauen zogen sich zusammen, vielleicht hörte sie etwas in ihrer Stimme.

Çeda biss die Zähne zusammen, versuchte, sich dazu zu zwingen, die Worte auszusprechen – *Kennst du Dardzada? Ist er dein Verbündeter?* –, doch bevor sie sie hervorpresen konnte, sah sie, wie jemand sich dem Balkon näherte, ein hochgewachsener Mann mit knochenweißer Haut und elfenbeinernem Haar. In jeder Hand hielt er ein schmales Glas mit goldenem Wein. Er blieb stehen, verbeugte sich vor Zaïde und sprach mit einem leichten mireischen Akzent: »Vergebt mir die Unterbrechung, Matrone, doch Euer verehrter König Ihsan fragt nach Euch.«

Zaïde nickte. »Nun, da Ihr extra gekommen seid, um mich wegzuschicken, wärt Ihr vielleicht so freundlich, unserer jungen Tochter Gesellschaft zu leisten?« Sie wies auf Çeda. »Juvaan Xin-Lei, es ist mir eine Freude, Euch eine unserer vielversprechendsten Töchter vorstellen zu dürfen, Çedamihñ Ahyanesh'ala.«

Juvaan wandte sich mit einem verschmitzten Lächeln Çeda zu und neigte in einer geübten, eleganten Bewegung den Kopf. »Wir kennen uns bereits.«

Überraschung huschte über Zaïdes Züge, doch sie verbarg sie schnell. »Nun denn«, sie drückte Çedas Arm, »ich lasse dich in den besten Händen zurück.« Und damit schritt sie zurück in den Palast und ließ Çeda allein mit Königin Alansal von Mireas oberstem Botschafter in Sharakhai.

Juvaan bot ihr ein Glas Wein an. Sie nahm es mit einem Lächeln und nippte daran. Der prickelnde Wein kitzelte in ihrer Kehle, als sie schluckte. Sie konnte Pflaume, Birne und Jasmin schmecken und darunter einen subtileren bitteren, mineralischen Geschmack.

»Frisch vom Australmeer importiert«, sagte Juvaan und lehnte sich gegen die Marmorbalustrade. »Er erobert die Stadt gerade im Sturm.« Als Çeda lachte, fuhr er fort: »Stimmt Ihr etwa nicht zu?«

»Ich bezweifle stark, dass irgendeine Mode, die ein Getränk betrifft, je mehr als das Haus der Könige im Sturm erobert hat. In den Ud-Salons wird nach wie vor Arak serviert. Die Teehäuser verkaufen weiterhin Tee.«

»Ich hätte gedacht, dass die Schenken und Shisha-Höhlen am Pass fortschrittlicher wären.«

»Ja, doch diejenigen, die sich das hier leisten können«, sie hob ihr Glas, »bedienen eine Klientel, die aus den Palästen oder aus Goldberg stammt, sowie die Gecken, die gekommen sind, um die mannigfaltigen Wunder Sharakhais zu kosten.«

Juvaans Lächeln wurde breiter, und er enthüllte dabei perfekte Zähne. »Also bin ich ein Geck, Çedamihn?«

»Nein, das seid Ihr nicht, aber ich glaube kaum, dass Ihr in die versteckten Seitengassen Sharakhais vordringt.«

»Ihr wärt überrascht.« Er nippte an seinem Glas. »Aber abgesehen davon, was haltet Ihr davon?«

»Nicht schlecht«, sagte Çeda, »aber ehrlich gesagt bevorzuge ich ein schlichtes Glas Arak.«

Juvaan zuckte mit den Achseln. »Das geht mir nicht anders, aber ich probiere gerne mal etwas Neues aus. Ihr nicht?«

»Doch.«

»Vielleicht besucht Ihr ja eines Tages Mirea, dann wäre es mir eine Ehre, meine Reiswein-Sammlung mit Euch zu teilen.«

»Ich bezweifle, dass ich die Wüste je verlassen werde.«

»Oh? Warum das?«

»Ich habe hier alles, was ich brauche. Was gibt es auf der Welt, das ich nicht hier in Sharakhai finden kann?«

»Nun, die ganze Welt, o Çedamihn, Weiße Wölfin.«

Çeda blickte über seine Schulter in den riesigen Festsaal. »Die Weiße Wölfin ist tot. Und für manche *ist* Sharakhai die Welt.«

Juvaan blickte auf die Stadt hinaus, und das letzte Licht der untergehenden Sonne verlieh seiner weißen Haut eine seltsam orange Färbung. »Und das ist Eure ganze Welt? Sharakhai?«

»Und die Wüste jenseits davon.«

»Und Ihr habt kein Interesse daran, die grünen Hügel Mireas zu sehen?«

Çeda zuckte mit den Achseln. »Für einen Besuch vielleicht, aber ich fürchte, ein Land, in dem es ständig regnet, würde mich in den Wahnsinn treiben.«

Er gluckste. »Ganz so schlimm ist es nicht. Das Prasseln von Regen auf dem Laub eines Waldes kann ein magisches Erlebnis sein, vor allem in den tiefen, grünen Tälern jenseits der Hauptstadt.«

»Und das von einem Mann, der seinem Land entflohen ist, um sich in Sharakhai niederzulassen.«

Juvaan lachte. Er wirkte attraktiv in diesem Moment. »Entflohen?«

»Zumindest behaupten das meine Quellen.«

Sie hatte seine Vergangenheit sorgfältig beleuchtet. Er stammte aus einer Familie mit fünfzehn Brüdern und Schwestern. Die meisten von ihnen hatten sich etwas Land angeeignet oder in andere Familien eingeheiratet. Ein paar betrieben die Karawanenroute, die seit Generationen im Besitz seiner Familie war. Einige Jahre war Juvaan Kapitän eines Schiffs gewesen, doch dann hatte er beschlossen, in Sharakhai zu bleiben, war als Hauptvertreter der Karawane aufgetreten und hatte günstige Geschäfte ausgehandelt, bis ihre Schiffe zurückkehrten. Er besaß ein unübertroffenes Wissen über den Handel zwischen allen fünf Königreichen, und das war auch irgendwann Mireas Königin aufgefallen. Bereits in jungen Jahren – Çeda schätzte ihn auf unter dreißig Sommer – war er zu einem engen Vertrauten der Königin geworden. Kaum ein Jahr später war er zum Botschafter aufgestiegen.

»Nun, ich würde nicht sagen ›entflohen‹«, sagte Juvaan, »doch es stimmt tatsächlich, dass ich schätzen gelernt habe, was die Wüste zu bieten hat.« Er warf ihr einen hoffnungsvollen Blick zu – nicht mehr. Immerhin war er ein Adliger aus Mirea und kein malasanischer Karawanenabschaum, der jeder vorbeigehenden Frau hinterherpiff. Çeda musste zugeben, dass er ein gut aussehender Mann war, hochgewachsen und majestätisch, ähnlich den Schneeleoparden, die sie auf Gemälden aus dem nördlichen Königreich gesehen hatte. Doch er war noch immer ein Untergebener Königin Alansals, der an vielen Strippen zog, und Çeda wollte ihm nicht näher kommen als unbedingt nötig.

Eine Lüge, sagte sie zu sich selbst. Oder zumindest nicht die ganze Wahrheit. Wenn sie an Juvaan dachte, musste sie automatisch an einen anderen Mann denken: Ramahd, den Botschafter Qaimirs. So charmant Juvaan auch sein mochte, sie wünschte, sie stünde hier mit Ramahd und nicht mit seinem Gegenstück aus Mirea.

Als sie nicht antwortete, leerte Juvaan den Rest seines Schaumweins. »Ich bin froh, dass sich unsere Wege noch einmal gekreuzt haben.«

»Und warum das?«

»Weil ich Euch ein Angebot zu machen habe. Ihr sagtet einst, dass ich mich auf Euch verlassen kann.«

»Das stimmt«, sagte Çeda. Sie hatte ihm dieses Angebot gemacht, als sie das letzte Mal bei ihrem eigenen Fest hier gewesen war. Sie hatte sich schon gefragt, ob er je darauf zurückkommen würde. »Was wünscht Ihr?«

»Nicht viel. Ein paar Neuigkeiten hier und da.«

»Neuigkeiten welcher Art?«

»Sofern ich mich nicht irre, ist Eure Hand dem König mit den Jaedaugen unterstellt. Mir ist zu Ohren gekommen, dass einige von euch auf sehr spezielle Missionen geschickt wurden.«

Sie antwortete nicht, unsicher, worauf er hinauswollte.

Juvaan runzelte die Stirn. »Sein Teich ist ein erstaunliches Ding, doch soweit ich weiß, ist er nicht perfekt. Er verrät ihm nichts direkt. Yusam muss die Bilder, die er ihm zeigt, erst interpretieren, die Teile zu einem Bild zusammensetzen, das sich über Jahre erstreckt. Mir schwindelt, wenn ich mir vorstelle, was er alles sieht, wie vielen Spuren er folgen muss. Ich würde gerne wissen, wo er Euch und die anderen Töchter hinschickt und was ihr herausfindet.«

»Aber wie Ihr schon sagtet, das Bild, das der Teich erzeugt, ist kompliziert. Was bringt Euch das?«

»Erkennt Ihr es denn nicht? Yusam wird die harte Arbeit für mich erledigen. Wenn ich weiß, wohin er Euch schickt und was das Ergebnis davon ist, finde ich heraus, wofür er sich am meisten interessiert. Ich muss nicht wissen, was der Teich ihm zeigt, mir reichen die Schlüsse, die er daraus zieht.«

»Und Ihr bekommt das einfach nur, indem ich Euch das Gewünschte erzähle?«

»Ihr seid nicht meine einzige Informationsquelle im Haus der Könige.«

Çeda dachte darüber nach. »Und was erhalte ich im Gegenzug?«

»Was wollt Ihr?«

Dieses Treffen war überraschend zustande gekommen, aber sie musste nicht lange überlegen, bevor sie ihm antwortete. »Ich will wissen, was die Mondlose Schar tut.« Dardzada würde ihr niemals ausreichend Informationen liefern – mit Sicherheit empfand er es als zu gefährlich, vor allem weil sie im Haus der Töchter lebte –, und sie konnte sie sich auch nicht selbst beschaffen.

»Und woher sollte ich das wissen?«, fragte Juvaan.

Irgendwo in der großen Halle rief eine Frau etwas. Kaum eine Sekunde später brach eine Gruppe Männer in brüllendes Gelächter aus. Çeda senkte die Stimme. »Weil Ihr sie mit finanziellen Mitteln versorgt, Juvaan. Weil Ihr sie mit Informationen beliefert.«

Er reagierte unbeeindruckt auf diese Anschuldigung. »Wenn wir mal nur für einen Moment annehmen, das sei wahr, warum sollte ich Eurer Meinung nach in die Informationen eingeweiht sein, die Ihr wollt?«

»Sorgt dafür, dass Ihr eingeweiht seid. Ich riskiere mein Leben, indem ich Euch verrate, was ich weiß.«

»Genau wie ich.«

Çeda sah ihn unbeeindruckt an. »Mein lieber Herr, wenn Ihr das, was ich anzubieten habe, als nicht wertvoll genug erachtet, um mir die Informationen zu beschaffen, die ich haben will, dann sagt es mir jetzt, und wir können aufhören, gegenseitig unsere Zeit zu verschwenden.«

»Woher soll ich wissen, ob die Informationen, die Ihr mir liefert, von Wert für mich sind?«

Sie verstand sofort, worauf er hinauswollte. Es war eine Aufforderung, ihm zu beweisen, dass sie als Spionin im Haus der Könige von Wert für ihn sein konnte. Es gefiel ihr nicht, auf diese Weise manipuliert zu werden, aber was sie über Yusams Absichten wusste, war ohnehin bestenfalls nebulös.

»Nun gut«, sagte sie und erzählte ihm von den Missionen, auf die König Yusam sie geschickt hatte, seit sie ihren Dienst begonnen hatte. Sie beendete den Bericht mit einem Auftrag, der sie auf ein kundhunesisches Schiff geführt hatte, wo sie für Yusam ein Buch besorgen sollte. Es enthielt nicht mehr als die ausschweifenden Ergüsse des Kapitäns. Eine Art Tagebuch mit kleinen Erzählungen, Geschichten und Zeichnungen von seinen Reisen. Sie hatte keine Ahnung, was der König zwischen diesen Seiten zu finden hoffte, doch als er es zu Ende untersucht hatte, fragte sie ihn etwas, das sie seit ihrer Rückkehr zurückgehalten hatte.

»Hat der Teich Euch auch mitgeteilt, dass die Männer auf diesem Schiff mit Ihsans Wesir in Kontakt stehen?«, fragte sie.

Sein Kopf ruckte hoch, und sein Mund stand offen wie der eines Jungen aus dem Westen der Stadt, der zum ersten Mal mit den grau-

samen Realitäten der Bernsteinstadt konfrontiert wurde. »Wiederhol noch einmal, was du da gerade gesagt hast.«

»Der Kapitän und jemand, von dem ich denke, dass es sein Erster Offizier war, haben gestritten, und es fiel der Satz *Tolovan ad jondu gonfahla*. Das heißt –«

»Tolovan wird unser Tod sein«, beendete Yusam den Satz für sie.

Çeda nickte, aber Yusam beachtete sie schon gar nicht mehr. Er starrte das Buch voller Verwunderung an. Plötzlich wurde ihr kalt. Sie versuchte den plötzlich Kloß in ihrem Hals hinunterzuschlucken, doch sie versagte kläglich.

Das war es, begriff sie. Das war der eigentliche Grund, warum der Teich ihm genau diese Vision gegeben hatte: Es ging gar nicht um das Buch, sondern darum, dass Çeda auf dem Schiff sein würde, um diesen Satz mitzuhören und ihm davon zu berichten. Er hatte gerade eines der vielen Teile erhalten, die er brauchte, um das Puzzle vor ihm zu lösen. Aber was hatte das alles zu bedeuten? Tolovan war der Weisheit König Ihsans, was bedeutete, dass der König mit der Honigzunge sehr wahrscheinlich etwas mit diesem Kapitän aus Kundhun zu schaffen hatte. Doch sie konnte nicht sagen, warum das so war oder was es mit Yusam und den Enthüllungen seines Teichs zu tun hatte.

Yusam erholte sich wieder, legte das Buch äußerst behutsam auf seinem Schreibtisch ab und sagte: »Das ist alles.«

Juvaan lauschte ihren Erzählungen mit einem durchdringenden Blick aus seinen grauen Augen und nickte hin und wieder. Als sie geendet hatte, schenkte er ihr ein routiniertes Lächeln, wie man es einer Bediensteten zugestehen würde, die einem gerade ein weiteres Glas Schaumwein angeboten hatte.

Dann sagte er: »Erinnert Ihr Euch an den Namen des Schiffs?«

»Es war die *Adzambe*. Auf Kundhunesisch bedeutet das *Gazelle*.«

»Ich kenne es.« Er meinte das Schiff, nicht das Wort. Sein abwesender Blick sagte ihr, dass er mehr wusste, als er zugab.

»Wisst Ihr, welche Art Geschäfte sie hier in Sharakhai machen?«, fragte sie.

Juvaan runzelte die Stirn. »Ich dachte, Ihr wolltet etwas über die Schar wissen?«

»Verbündete können doch auch mal ein paar belanglose Informationen austauschen, oder etwa nicht?«